edfc

Fantasia 1146e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1146e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-07

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1146e – Magazin für Phantastik

edfc

David Williams
Bluthochzeit für Treasure
1.99 DM
K

*Williams, David: Bluthochzeit für Treasure

David Williams [Stuart David Williams, 1926–2003]
Mark Treasure 8: Bluthochzeit für Treasure (Wedding Treasure, 1985)
Ullstein 10 543 (TB 190 S./DM 8,80)
Frankfurt/M Berlin 1988
Aus dem Englischen von Reinhard Wagner
Genre: Krimi

„Natürlich, wir vermuten nur, daß Fleur schwanger ist“, sagte Molly Treasure, den Blick weiter auf die Straße geheftet.

„Weil ein Baby kein guter Grund ist, um zu heiraten? Nicht mehr?“ Ihr Mann, Mark, stellte diese Fragen schmollend.

„Zwingend eher als gut.“

„Zwingend gewiß. Gut oder schlecht, bleibt offen“, erwiderte der Handelsbankier pedantisch. „Wir könnten uns irren mit Fleur. Du glaubst, sie ist eine unbefleckte Jungfrau?“

„Das leider nicht.“ Molly runzelte die Stirn. (S. 5)

‘Of course, we’re only assuming Fleur is pregnant,’ said Molly Treasure, keeping her eyes on the road.

‘Because having a baby’s not a good reason for getting married? Not any more?’ Her husband, Mark, pouted over the questions.

‘Pressing rather than good.’

‘Pressing certainly. Whether good or bad, debatable,’ the merchant banker responded pedantically. ‘We could be wrong about Fleur. You think she’s a virgin unsullied?’

‘Not that, I’m afraid.’ Molly frowned.

Handelsbankier Mark Treasure und seine Frau, die Schauspielerin Molly, sind zur Hochzeit von Fleur Figgle und Jonas Grimandi eingeladen.

Der juristische Hintergrund gibt Molly Anlass zum Nachdenken: Fleur steht ein großes Erbe von Seiten ihres Großvaters zu, aber nur, wenn sie entweder erst mit einundzwanzig Jahren oder aber mit Einwilli-

gung ihres Vaters Kitson Jarvas heiratet. Sie ist jedoch erst zwanzig, und ihr moralisch verkommener Vater wird kaum einwilligen, weil er nämlich im Fall ihrer verfrühten Heirat zehn Jahre lang die Zinsen aus dem Erbe beziehen wird, bis Fleur schließlich im Alter von dreißig endlich über ihr Geld verfügen kann. Was also mag Fleur bewegen, auf dieses Vermögen zu verzichten, noch dazu, wo die Firma „Figgle & Sons“ ihres geliebten Stiefvaters Jack Figgle – ihre Mutter Amanda hat nach der Scheidung von Jarvas erneut geheiratet – am Rande des Ruins steht? Eine Schwangerschaft allein kann es nicht sein, denn ein uneheliches Kind ist in den achtziger Jahren zwar nicht alltäglich, aber tragbar. Welches Spiel wird hier mit der naiven und exzentrischen Fleur gespielt?

Treasure hofft, bei den Hochzeitsfeierlichkeiten auf Marton Manor, dem Herrensitz der Figgles, mehr zu erfahren, denn er wurde hauptsächlich deshalb eingeladen, weil er der Finanzberater von Figgles ist und einen Käufer für die Firma zu finden hofft, bevor Konkurs angemeldet werden muss. Dass Fleur mit ihrem Erbe die Firma

rettet, wäre natürlich der wünschenswerteste Ausgang, der aber jetzt versperrt erscheint.

Viele Gäste kommen in Marton Manor unter, aber die Treasures bezweifeln, dass man dort des Ansturms Herr wird, so dass sie sich im von der Familie Shannon bewirtschafteten Hotel „Orchard“ einquartieren. Dort gewinnt der Hotelier bald einen deutlichen Eindruck von Jarvas.

> Jetzt, da der Hotelier Jarvas näher in Augenschein nahm, wirkte Fleurs Vater noch verkommener, als jede Legende es ihm zuschrieb. Seine Züge ließen einstiges gutes Aussehen ahnen – fast noch sanft und aristokratisch –, doch an den Rändern verfiel er zusehends. Der mittelgewichtige Tweedanzug zeigte sich in gleicher Verfassung. Die eindrucksvolle Krawatte der alten Schule war gewiß verdient – auch wenn die alte Schule dies wahrscheinlich sehr bedauerte. (S. 27)

Langsam kommen die Pläne von Jarvas ans Licht: Gegen ein Gehalt, das dem Doppelten

der Zinsen entspricht, will er in die Heirat einwilligen; gleichzeitig soll der Bräutigam, mit dem er offenbar im Bunde ist, Geschäftsführer von Figgle & Sons werden.

Noch vor der Hochzeit lädt Figgle seine große Gästeschar zu einem Turnier auf dem hauseigenen Golfplatz ein: Wer seinen Ball mit einem einzigen Schlag am nähesten auf ein vom Abschlagplatz nicht einsehbares Ziel bringt, der soll als Sieger geehrt werden. Zu diesem Zweck werden alle verwendeten Bälle – die von den Mitspieler bezahlt werden müssen, wobei das Geld der örtlichen Kirche zukommt – mit Nummern gekennzeichnet.

Der Wettbewerb hat stattgefunden und man schreitet über das Grün, um den Sieger festzustellen – wo Treasure eine grausige Entdeckung macht.

> „Gehen Sie um das Grün herum, nicht durch“, rief Treasure instinktiv. Sie gehorchten alle; er blieb stehen und machte kurz entschlossen eine Aufnahme der Szene.
>
> Der reglose Körper eines Mannes lag nach links zusammengerollt nahe der

> Mitte des Grüns, direkt hinter dem Loch. Vor ihm stauten sich Golfbälle. Der rechte Arm war eingezogen. Beide Beine waren gebeugt. Der linke Arm reckte sich über den Boden, direkt auf die Flagge deutend. Doch alle Blicke richteten sich auf die blutverschmierte, sternförmig gezackte Wunde seitlich des Gesichts, ihr Zentrum zweieinhalb Zentimeter über dem rechten Ohr. Darüber war der Skalp durch eine gewaltige Beule entstellt; ein ebenso grotesker wie obszöner Anblick.
>
> „Tot, ganz sicher tot“, murmelte Shannon auf den Knien. (S. 89)

Hier liegt Jarvas in seinem Blut. Dr. Handel Ewenny-Preece stellt nicht nur fest, dass die mittlere Hirnarterie gerissen ist, sondern dass sich über dem rechten Ohr die auf jedem Golfball eingeprägte Herstellermarke deutlich abgedrückt hat: Jarvis wurde von einem Golfball erschlagen.

Die Polizei sammelt alle achtundfünfzig Bälle ein, von denen einige nachträglich ein wenig mit Jarvas Blut beschmiert wurden, aber der Todesball ist offenbar nicht darun-

ter. Treasure konstatiert ganz richtig, dass alle Bälle so geschlagen wurden, dass sie in einem hohen Bogen flogen und fast senkrecht zur Erde sanken, um ein Weghüpfen oder Wegrollen zu vermeiden. Der Todesball hätte also in einer völlig geraden Flugbahn geschlagen werden müssen, und das mit einer solchen Wucht, dass das nur ein absoluter Profi hätte bewerkstelligen können. Dass ein Golfball die Todesursache war, das steht fest, aber wie und von wem er geschlagen worden sein soll, und vor allem, in welcher Absicht, das ist vollkommen unklar.

Der Tod von Jarvas scheint auch der Verhältnis zwischen Jonas und Fleur zerrüttet zu haben, denn die Braut sagt überraschend die Hochzeit ab.

Nun ist es an Treasure, der Polizei zur Seite zu stehen und das Rätsel des Todes von Jarvas aufzuklären: War es ein Unfall oder war es Mord? Hinweise auf Personen, die dem schurkischen Jarvas etwas nachzutragen haben, gibt es im Dutzend, so dass an Auswahl von Verdächtigen kein Mangel besteht.

Bluthochzeit für Treasure ist ein unglaublich faszinierender Krimi, was sich vor allem David Williams ausgefeilt ironischem Stil verdankt. Hier folgt eine kleine Kostprobe: Molly, erst achtunddreißig Jahre alt, äußerst sich gerade anerkennend über das gute Aussehen eines jungen Mannes und klagt dann, nach Komplimenten fischend, über ihr fortgeschrittenes Alter.

> Molly seufzte. „Aber als alternde Aktrice finde ich vielleicht jeden jungen Gardeoffizier mächtig forsch.“ Molly war achtunddreißig, eine auffallend schöne Frau, die sich ausgezeichnet hielt.
>
> „Das ist absolut unrichtig“, erwiderte ihr Mann ohne Nachdruck und eher zu unbeteiligt. (S. 11)

Wie man sieht, führen die Treasures zwar eine glückliche, aber schon ein wenig abgeschliffene Ehe. Immerhin verstehen sie sich ausgezeichnet und können gesellschaftlich-kriminalistische Probleme sehr fruchtbar diskutieren.

Was an der Übersetzung von Reinhard Wagner auffällt, ist, dass seine Figuren in großem Umfang im Telegrammstil sprechen, was bei den Versionen im Knaur-Verlag nie der Fall ist.

Hier meldet sich beispielsweise Reverend Grenville Sinn zu Wort.

> „Chor entlassen. Freundliche Bitte um Pünktlichkeit morgen. Umgezogen in der Sakristei um zwölf Uhr fünfundvierzig. Orgel hat noch fünf Minuten Zeit.“ (S. 39)

SCIENCE-FICTION-BESTSELLERAUTOR
STEPHEN BAXTER
DIE TAUSEND ERDEN
ROMAN
HEYNE

Stephen Baxter
Die tausend Erden
***(The Thousand Earths*, 2022)**
Heyne 32 324 (TB 718 S./€ 18,00)
München 2024
Aus dem Englischen von Jakob Schmidt
Genre: Science Fiction

> Bei seinem Aufenthalt hier ging es John nicht einmal um den Jupiter – und auch nicht um Callisto oder um interplanetare Politik. Zumindest nicht direkt. Schon bald würde er dieses rohstoffreiche Planetensystem verlassen, zusammen mit seiner Crew ähnlich tickender suizidaler Dummköpfe, auf einer Mission Richtung Andromeda-Galaxis, von der es kein Zurück geben würde. Das war schon ein dickes Ding, eine Reise von *fünf Millionen* Lichtjahren – und fünf Millionen unumkehrbaren Jahren in die Zukunft. (S. 10)

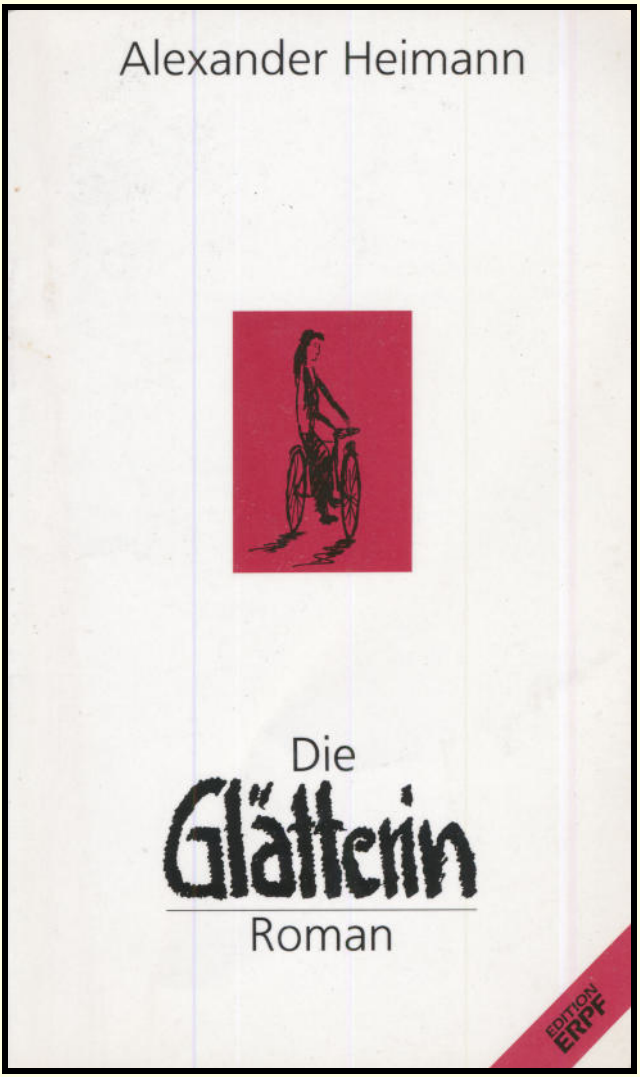
Wir befinden uns im Jahr 2154. Denise Libby macht sich auf, ihren Exmann John Hackett zu interviewen. Dieser hat nämlich die Absicht, mit dem Raumschiff „Perseus“

zur Andromeda-Galaxis zu reisen. Dies ist möglich, weil das Schiff mit einem Segel ausgerüstet ist, das fünfzehn mal Erddurchmesser aufweist und die geheimnisvolle Dunkle Energie absorbieren kann. Wegen des unbegrenzten Vorhandenseins dieser Energie ist der langsamen, aber stetigen Beschleunigung der Perseus keine Grenze gesetzt: Sie wird so nahe an die Lichtgeschwindigkeit beschleunigen, dass Andromeda in zwölf Jahren erreicht sein wird – während auf der Erde zweieinhalb Millionen Jahre vergehen.

Als John nach zehn Jahren wieder einmal zur regelmäßigen Inspektion des Raumschiffs aus seinem Schwebetank geweckt wird, muss er feststellen, dass seine sechs Mitreisenden tot sind – offenbar war hier Sabotage am Werk. John setzt seine Reise trotzdem fort, erreicht Andromeda und kehrt wieder heim: Er erreicht die Erde nach real fünf Millionen Jahren. Das ganze Sonnensystem ist so gut wie unbewohnt; die Planeten sind aller ihrer Schätze beraubt; und die Menschheit hat sich zu anderen Sternen aufgemacht.

Kurzerhand startet John die Perseus wieder, nähert sich aber diesmal so weit der Lichtgeschwindigkeit, dass nicht nur die Jahrmillionen, sondern die Jahrmilliarden an ihm vorbeibrausen. Er kommt schließlich auf einem System der tausend besiedelten Erden an, das so alt ist, dass die Planeten einer nach dem anderen zerfallen.

Stephen Baxter präsentiert uns in *Die tausend Erden* eine unglaublich weitgespannte Vision der Zukunft, wie es vor ihm nur wenige andere Science-Fiction-Autoren unternommen haben.


Alexander Heimann
Die
Glätterin
Roman
EDITION ERPF

*Heimann, Alexander: Glätterin

Alexander Heimann [1937–2003]
***Die Glätterin* (1990)**
Edition Erpf (TB 150 S./sfr 11,80)
Ermatingen 1992, 2. Auflage
Genre: Krimi

Im Postauto entspann sich nun erneut ein Gespräch, das sich um die verdorbene Jugend, namentlich aber um die eben ausgestiegenen jungen Leute drehte:

„Sollbergers Erika“, sagte ein angegrauter Mann, der die ganze Zeit einen erloschenen Stumpen von einem Mundwinkel in den andern schob, denn im Wagen war, außer mit dem Fahrer zu sprechen und auf den Boden zu spucken, auch das Rauchen verboten.

„Sollbergers Erika“, wiederholte er, „seit sie keine Zöpfe mehr hat, weiß sie nicht mehr, wie dumm sie tun soll.“

„Neumodisches Zeug“, meinte ein anderer. „Wenn unser Gritli so ungeschämt herumlaufen würde, nähme ich sie über’s Knie.“ Dann, nach einer längeren Pause: „Wem gehört eigentlich

der Bub? Ich kenne den nur vom Sehen.“

„Der kommt auch aus Rüti. Er ist doch verdingt bei Baumann auf der hinteren Säge“, erklärte eine ältere Frau unter ihrem Kopftuch hervor. „Köbi heißt er. Viel ist nicht los mit dem.“

„Wird wohl den Mädchen nachstreichen, wie die andern auch“, brummte der mit dem Stumpen. Dann leise und nur zu den Männern, so daß es die Frau nicht hören konnte: „Die sind doch alle rammlig wie die Katzen im Horner, ist auch kein Wunder, wenn die Weiber halbnackt herumlaufen, die Togglen.“ (S. 8)

Es ist das Jahr 1949. Die siebzehnjährige, vaterlose Sollberger Erika lebt in dem kleinen Dorf Rüti und macht in der nahegelegenen Stadt Thun eine Coiffeusenlehre. Nach Meinung der Einheimischen kleidet sich Erika viel zu aufreizend, so dass es mit ihr sicher ein schlimmes Ende nehmen wird.

Nachdem Erika den Bus verlassen hat, folgt ihr der gleichaltrige Verdingbub Köbi,

mit dem sie sich anscheinend eine Zeitlang abgegeben hat und der es nicht verwunden hat, dass sie ihm den Laufpass gegeben hat.

Da klingelte es hinter ihnen, und auf ihrem grünen Rücktrittvelo, kerzengerade aufgerichtet, segelte Mathilde Bättig an ihnen vorbei. Die ewige, dunkel- und hellgrau karierte Ärmelschürze flatterte um ihren dünnen Leib. An der hohen Lenkstange baumelte die unverkennbare braune Kommissionentasche. Ein Gepäckträger war zwar vorhanden, doch fehlte dessen Klammer. Dafür war am hinteren Schutzblech ein fächerförmiges Netz, ein sogenannter Rockfänger, befestigt. Mathilde Bättig verdiente ihr Leben als Büglerin, und an Sonntagen amtete sie als freiwillige Sonntagsschullehrerin. In der hiesigen Umgangssprache wurde sie nur die Glätterin genannt, viele kannten nicht einmal ihren richtigen Namen.

„Die klingelt wegen jeder Maus“, spottete Erika und bohrte den Zeigefinger in die Schläfe. „Der fehlt es doch im Oberstübchen.“

„Warum?“ wollte der Junge wissen.

„Warum, warum? Darum. Die rutscht doch nur auf den Knien herum vom Morgen bis zum Abend und hofft auf einen Platz direkt neben dem Lieben Gott. Hüh, lauf ihr nach und frag sie für einen Kuß.“

„Ich möchte drum lieber einen von dir.“ Köbi war wieder stehen geblieben. Er hob eine Garbenschnur auf, die vor ihm im Staub lag. Zuerst wollte er sie in die nächste Wiese hinauswerfen, doch dann besann er sich anders und stopfte sie in den Hosensack. Seine Haare glänzten vor Schweiß. Die Sonne schwebte knapp über dem Horizont. Es war immer noch schwül, die Hitze stieg aus den ausgetrockneten Feldern empor.

„Komm in den Wald hinein“, lockte Erika. Ein Träger des Kleides war über ihre runde, braune Schulter geglitten. „Komm, hier draußen ist es mir zu gefährlich.“ Ihre Stimme tönte heiser, Köbis Herz begann zu klopfen. Sie zerrte ihn nun beinahe den staubigen Weg entlang. Bevor sie im Walde ver-

> schwanden, wandten sie sich noch einmal um. Die untergehende Sonne war von einem beinahe schauerlichen Rot und ihre verlöschenden Strahlen verbreiteten ein seltsames Licht. (S. 10f)

Unterwegs fährt die Glätterin Mathilde Bättig, eine alte, vertrocknete Jungfer, die sich an Frömmigkeit von niemand übertreffen lasst, mit ihrem Velo an ihnen vorbei.

Danach scheint die Erika sich doch des Köbi zu erbarmen, denn sie lockt ihn in den Wald hinein, zu Spielen, von denen der Junge noch nichts versteht. Nach einem Kuss und einem unzüchtigen Griff des Mächens kommt es zum Streit; Köbi packt die Wut, und Erika ergreift die Flucht.

> Da glaubte sie, vor sich endlich den Waldrand auszumachen. Sie begann zu rennen, das Kleid gegen die Brust gedrückt, gleichzeitig wandte sie den Kopf. Eine schwarze Gestalt brach schräg hinter ihr aus dem Dickicht hervor, stürzte auf sie zu.
>
> „Nein“, wimmerte Erika, „Köbi, nein …“ Hände fuhren an ihrem Kopf, an ih-

> ren Ohren vorbei, dann schlang sich etwas Dünnes, Gräßliches um ihren Hals, zog zu, zog, zog …, sie dachte an die Garbenschnur, die Köbi auf der Straße aufgelesen hatte, dachte an diese Schnur und sonst an nichts. Sie wollte schreien, aber sie brachte nur ein ersticktes Krächzen heraus. Erika Sollberger fiel vornüber auf ihr verzerrtes Gesicht. So konnte sie als Letztes in ihrem Leben nicht einmal die Sterne sehen, die direkt über ihr zwischen den Baumwipfeln funkelten. (S. 14)

Erika wird von hinten überfallen – von Köbi, wie sie glaubt. Eine Schnur wird ihr um den Hals gelegt, und wenig später liegt sie tot auf dem Waldboden.

Erikas Leiche wird gefunden, und Wachtmeister Ernst Stucki von der Kantonspolizei in Thun muss sich des Falls annehmen. Voller Eifer und Empörung meldet sich bei ihm die Glätterin, um ihre Aussage zu machen. Stucki muss nachfragen, weil er Aussage der Frau nicht sogleich versteht.

„Haben sich die beiden jungen Leute sonderbar benommen, ich meine, war irgend etwas nicht normal?“

„Nein.“

„Was heißt nein? War etwas nicht normal?“

„Doch, alles war normal, wenn man dem normal sagt, daß ein lasterhaftes Geschöpf den Schlingel von der hinteren Säge zur Sünde verführt.“

Stucki lächelte, zum ersten Mal lächelte er heute. Die war ja wohl nicht ganz für voll zu nehmen, die Tante.

„Woher wollt Ihr wissen, daß sie ihn verführt hat?“ Da er nun einmal angefangen hatte, setzte er sein Verhör fort.

„Das hat sie mit allen getan, die Hexe.“

„Das wißt Ihr einfach so?“

„Ja, das weiß ich, jedermann weiß es. Kein Wunder, daß der Herr da oben solches Treiben nicht mehr länger zuließ.“ Stucki fror beinahe, trotz der unsinnigen Hitze. Diese frömmelnde Bohnenstange ging ihm langsam auf die Nerven.

„Gott pflegt nicht gleich zu morden, wenn er strafen will, Fräulein Bättig“, versetzte er unwirsch. „Erika ist nicht einfach tot umgefallen, Erika ist ermordet worden.“

„Ich weiß“, sagte die Glätterin und klammerte sich noch immer an ihr Rad. „Ich weiß, man hat es mir gesagt.“

Es gab eine Pause, denn Stucki war etwas ratlos und wußte nicht recht, wie er weiterfahren sollte. Längst hatte das Glockengeläute aufgehört, von den Spurensuchern war im Augenblick nichts mehr zu bemerken. Sie standen da, festgehalten von den Sonnenstrahlen, die senkrecht in die Lichtung stachen, umgeben von einem perfiden Summen, das von der Hitze herrühren mußte. Die Glätterin seufzte in die summende Stille hinein: „Ja, ja“, verkündete sie düster, „schrecklich ist es, in die Hände des Lebendigen Gottes zu fallen.“ (S. 20)

Stucki verhaftet Köbi, den nicht nur die Aussage der Glätterin belastet, sondern auch noch ein tiefer Kratzer im Gesicht, den

ihm allen Anschein nach Erika beigebracht haben muss.

Bei der Obduktion stellt sich heraus, dass Erika im dritten Monat schwanger war. Köbi hat nicht mit Erika geschlafen, das ist offensichtlich, also muss es einer der ehrenwerten Dorfbewohner gewesen sein, schließt Stucki. Das erweitert den Kreis der Verdächtigen, was auch den Männern von Rüti bewusst ist, die sich dem Polizisten gegenüber geradezu feindselig geben.

Die Dorflehrerin Vreni Glauser, deren Anblick in Stucki ungeahnte Gefühle weckt, klärt den Wachtmeister hinsichtlich der Verfasstheit der Dörfler auf. Stucki fragt frustriert nach.

> „Sie glauben also nicht, daß man mir bei der Aufklärung des Falles helfen wird?“
>
> „Sicher nicht. Einmal war die Erika vielen ein Dorn im Auge, weil sie herumgelaufen ist wie ein Stadtmeitli. Dann, und das ist das Pikante daran, versuchten verschiedene Dorfgrößen eben dieses Stadtmeitli auf den Heuboden zu locken, wenn Sie verstehen, was

ich damit meine, und schließlich sind die hier alle so fromm, daß man davon Hühnerhaut bekommt. Oder mit anderen Worten, Erika war zwar verschrien bis in den letzten Krachen, aber das hinderte keinen daran, ihr trotzdem schöne Augen zu machen, und da sie jetzt tot ist, möchte man das Ganze eigentlich als eine Fügung Gottes betrachten."

Stucki sah seine Erfahrungen, die er bis jetzt mit den Einheimischen gemacht hatte, bestätigt, und er raffte sich zu einer einigermaßen gewagten These auf:

„Es wäre also denkbar, daß sich ein Rütener mit Erika so sehr auf die Äste hinausgelassen hat, daß er sich gezwungen sah, sie aus dem Weg zu räumen, wollte er nicht seinen guten Ruf riskieren. Mehr noch, es wäre denkbar, daß einige andere ebenfalls etwas mit Erika hatten, den Mörder kennen und diesen sogar schützen?"

„Wenn Erika zum Beispiel schwanger war, was ich übrigens stark vermute, und wenn dafür drei, vier als Verant-

wortliche in Frage kommen, warum nicht.“ (S. 43)

Wachtmeister Stücki muss sich darauf einstellen, dass ihm im Dorf niemand bei der Suche nach dem Mörder hilft – die Glätterin ausgenommen, aber Stücki zweifelt an der Täterschaft des Verdingbuben –, sondern dass im Gegenteil bewusste Obstruktion geübt wird.

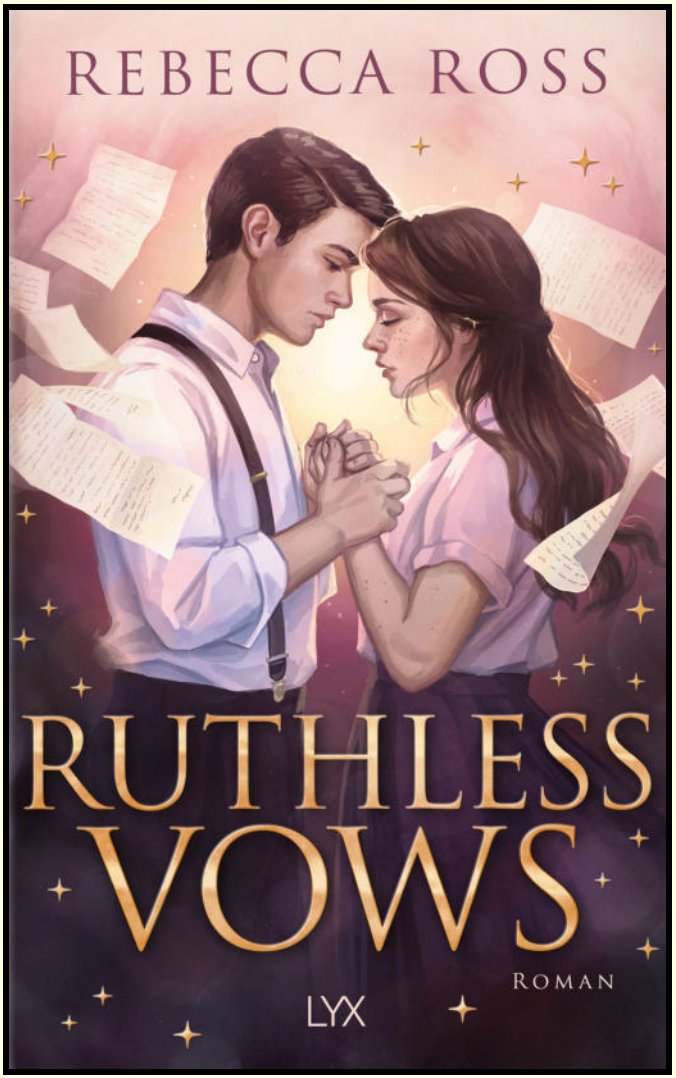
Die Glätterin ist ein unglaublich fasinierender Krimi. Er verdankt dies Alexander Heimanns bestechend präziser Sprache; der feinen Ironie des Autors; und der nicht unbedingt freundlichen Schilderung des Charakters der schweizerischen Landbevölkerung. Die Menschen in Rüti sind derb und geradeheraus, aber zugleich verschlagen und heimtückisch, wenn sie nicht gar so himmelschreiend bigott sind wie die Glätterin. Heimann ist selbst in dem kleinen Weiler Ferenberg aufgewachsen und weiß wohl sehr genau, wovon er spricht, wenn er die Dörfler als gruseliges Panoptikum schildert. So nimmt es auch nicht wunder, dass es ihn nach seiner Lehre als Buchhändler in die weite Welt hinausgezogen hat, bis

er sich nach seiner Heirat mit der Schriftstellerin Susy Schmid im Jahr 1999 in Bern zur Ruhe gesetzt hat.

Was Heimanns Sprache betrifft, so gibt das folgende Beispiel, das ein von Wirt Schüpbach ausgerichtetem Dorffest schildert, ein schönes Zeugnis ab.

> Und wie die Paare sich immer schneller drehten, Bierdunst sich vermischte mit dem Geruch von frisch gesägtem Holz und zertretenem Gras, der weiße Wein an Schüpbachs Tisch zu fließen begann und Gläser sich erhoben, wie die Jodler sich von neuem bereit machten, um mit nun geölten Stimmen Alpenglühn und Sennenleben zu lobpreisen, das Glücksrad ununterbrochen ratterte und knatterte, der Wirt mit rot angelaufenem Gesicht von einer Ecke in die andere schoß, großmaulige Reden geführt wurden, Fäuste auf die verschmierten Tische niedersausten, heisere Jauchzer in die wetterleuchtende Nacht hinausfuhren, ein paar Idioten, und sicher keine Rütener, ‚Am Strande von Rio' zu grölen anfingen, noch bevor die Jodler

sich richtig zusammengefunden hatten, die Kapelle mit ihrer gurgelnden Baßgeige nicht aufhören wollte zu spielen, die Tanzenden sich eng aneinander schmiegten, sich drehten, sich heiß umfaßten, mit naßgeschwitzten Händen, hopsten, hüpften, auf und nieder und rundum, schneller und schneller und sich auch der Tanzboden zu drehen begann, die Bänke und Tische sich drehten, die Bäume sich drehten, die Nacht sich drehte, um den beleuchteten Platz herum, da löste sich endlich der taubstumme Knecht aus dem Bannkreis des Festes und schlug, mit seiner Steinschleuder bewaffnet, tappenden Schrittes die Richtung gegen das Dorf ein. (S. 101f)


REBECCA ROSS
RUTHLESS VOWS
ROMAN
LYX

Rebecca Ross
***Letters of Enchantment 2: Ruthless Vows (Ruthless Vows*, 2024)**
Lyx (HC 576 S./€ 24,00)
Köln 2024
Aus dem Amerikanischen von Ulrike Gerstner
Genre: Fantasy

> Der Frühling war endlich nach Oath gekommen, aber selbst die Flut der Sonnenstrahlen konnte den Frost in Iris Winnows Knochen nicht schmelzen. Sie wusste, dass ihr jemand folgte, als sie durch das geschäftige Treiben in der Broad Street hastete, über Straßenbahnschienen und abgewetztes Kopfsteinpflaster. Sie widerstand der Versuchung, einen Blick nach hinten zu werfen, und schob stattdessen die Hände in die Taschen ihres Trenchcoats, als sie über einen Streifen Unkraut schritt, das aus den Rissen im Pflaster wuchs. (S. 21)

Dacre, der böse Gott des Unterreichs, hat sich aus dem magischen Schlaf, in den ihn die gute Göttin Enra versetzt hat, befreien

können und führt Krieg gegen die Stadt Oath. Die verschworenen Liebenden Iris Winnow und Roman Kitt, die sich dank zauberischer Briefe nahegekommen sind, wurden getrennt, und Dacre ist es gelungen, in Roman alle Erinnerungen an Iris auszulöschen.

Aber vielleicht werden die magischen Brief erneut helfen, Romans Zuneigung zu Iris wiederzuerwecken? Und vielleicht tragen sie sogar dazu bei, Dacre erneut zu besiegen und zu bannen?

Ruthless Vows spielt in einer Welt, die in etwa auf dem Entwicklungsstand von Europa zur Zeit des Zweiten Weltkriegs ist, in der aber neben der Technik auch Götter und Magie herrschen. Rebecca Ross ist eine interessante Kombination aus diesem zwei so verschiedenen Motiven gelungen.

Margery Allingham
Die Spur
des Tigers
bb

Margery Allingham

***Albert Campion 14: Die Spur des Tigers (The Tiger in the Smoke*, 1952)**

Aufbau bb 595 (TB 196 S./M 1,85)

Berlin 1987

Aus dem Englischen von Alexandra und Gerhard Baumrucker

Genre: Krimi

„[…] Weißt du genau, wo du dich um halb vier mit Campion und diesem Inspektor treffen sollst?“

„Ja. Albert hat gesagt, wir treffen uns in dem Hof oben am Bahnhof, wo es früher nach Pferden roch. Die Mitteilung lautete bloß: ‚Zug aus Bath, 15.45 Uhr, 8. November.’ Das war alles.“

„Und das stand auf der Rückseite des Fotos?“

„Ja.“

„Es war nicht Martins Handschrift? Einfach Blockbuchstaben?“

„Wie ich dir gesagt habe.“

„Du hast es mir nicht gezeigt.“

„Nein.“

„Warum nicht?“

> Sie begegnete gelassen seinem Blick. „Weil ich keine große Lust dazu hatte. Ich habe es Val gezeigt, weil sie meine Chefin ist, und sie hat ihren Bruder angerufen. Albert hat sich an die Polizei gewandt, und die hat das Foto mitgenommen, daher konnte ich es niemandem zeigen.“ (S. 7)

Major Martin Ellingbrodde ist vor fünf Jahren im Zweiten Weltkrieg gefallen. Nun will sich seine Witwe Meg erneut verheiraten, und zwar mit dem Unternehmer Geoffrey Levett. Doch da tauchen Fotos auf, die einen Mann zeigen, der angeblich Martin sein soll. Und es wird ein Treffpunkt angegeben, an dem Martin auftauchen soll.

Meg informiert ihren Cousin, den Privatdetektiv Albert Campion, und dieser wiederum schaltet die Polizei in Gestalt des Chefinspektors Charles Luke ein. Versteckt erwarten sie die Ankunft des vermeintlichen Martin auf dem Londoner Bahnhof.

> Fünfzig Meter entfernt, auf einem menschenleeren Streifen rußigen Pflasters, war eine Gestalt erschienen. Der

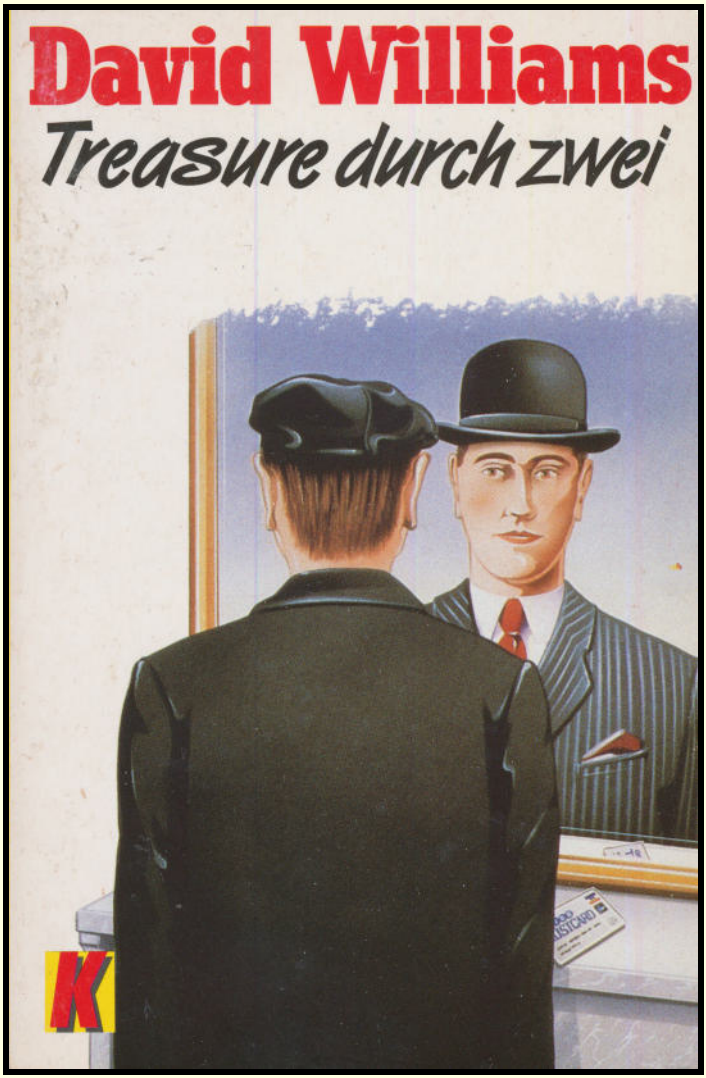
> Mann trug ein auffallendes, doch gutgeschnittenes Sportjackett und einen grünen Hut. Er war eben erst aus dem Crumb-Street-Durchgang getreten. Er schritt rasch und zielbewußt aus und blickte sich nicht um. Sogar auf diese Entfernung war der Schatten eines Schnurrbarts zu erkennen.
>
> „Martin!“ Meg lief los, ehe die Männer sie zurückhalten konnten. In dem Aufschrei lag etwas, was den Mann trotz aller Bahnhofsgeräusche erreichte. Es war nicht der Klang an sich, sondern etwas Emotionelles. Campion sah eine Reihe sich umwendender Köpfe und dahinter den Fremden, der heftig zusammenzuckte und einen Augenblick lang erstarrt stehenblieb. Dann begann er zu laufen. (S. 16)

Ein Mann taucht auf, den Meg aufgrund seiner Kleidung für Martin hält. Der Mann läuft weg, wird jedoch gefasst. Sein Schnurrbart stellt sich als falsch heraus: Er ist definitiv nicht Martin; aber er trägt ein Jackett von Martin, das Megs Vater, dem

Pastor Hubert Avril, erst vor wenigen Wochen gestohlen wurde.

Der Verhaftete, der aufgrund seiner Fingerabdrücke als Duds Morrison identifiziert wird, verweigert jede Aussage und muss wieder frei gelassen werden, da er keine Straftat begangen hat. Während Campion und Luke rätseln, was das Manöver zu bedeuten hat, ob vielleicht eine Erpressung vorliegt, wird Morrison ermordet aufgefunden, und Levett verschwindet spurlos.

Die Spur des Tigers ist ein ungewöhnlich mysteriöser Krimi, der von Kapitel zu Kapitel undurchsichtiger anmutet.


David Williams
Treasure durch zwei
K

*Williams, David: Treasure durch zwei

David Williams [Stuart David 1926–2003]
Mark Treasure 11: Treasure durch zwei (Divided Treasure, 1987)
Ullstein 10 651 (TB 190 S./DM 9,80)
Frankfurt/M Berlin 1990
Aus dem Englischen von Reinhard Wagner
Genre: Krimi

Gwyneth war tief in Gedanken, als sie in die Garth Lane einbog. Eine Abkürzung war das – schmal, zwischen zwei Läden, dann die hohen Gartenmauern und die Rückseiten der Häuser an der nächsten Straße, ihrer Straße. So nahe war sie, als es geschah. Es gab kein Licht in der Gasse.

Der Mann hatte sich tief in eine Nische der Mauer gedrückt. Sie war an ihm vorbeigegangen, ohne ihn zu sehen. Seine eisige linke Hand kam von hinten. Sie preßte sich fest über ihren Mund und ihre Nase. Sie blieb dort, während er sie hart an die Mauer drückte, sie aus

der Balance brachte und zu Boden zwang. Dann war er mit gespreizten Beinen über ihr. Alles geschah in Sekunden.

Ein Strumpf bedeckte seinen Kopf und sein Gesicht. Wilde Blicke bohrten sich durch Schlitze, dicht über ihren Augen. Sein Atem ging rasch und angestrengt, wie der eines gierigen Tiers. Mit seiner freien Hand holte er das Teppichmesser vor, damit sie es sehen konnte. Sie zuckte zurück, als er die kalte Klinge langsam über ihre Wange gleiten ließ. Sie erstarrte, ungewiß, ob er sie schon verletzt hatte.

„Ein Laut, und ich steche zu. Kapiert?“ Seine Stimme klang verzerrt – ein gepreßtes Zischen. (S. 8)

Gwyneth was deep in thought as she turned into Garth Lane. It was a short cut – narrow, running between two shops, then the high garden walls and the backs of houses in the next road, her road. She was as close as that when it happened. There was no light in the lane.

The man had been standing well back in a gateway in the wall. She'd passed him without seeing. His icy left hand came from behind. It clamped tight over her mouth and nose. He kept it there while he pushed her hard against the wall, forcing her to the ground while she was still off balance. He finished straddled on top of her. It all happened in seconds.

A wool Balaclava covered his head and face. Through the slits, mad eyes bored into hers, close up to hers. His breath came in short, straining grunts like a ravenous animal. He brought the carpet knife up in his free hand so she could see it. She strained back as he wiped the cold blade slowly down her cheek. She stopped struggling, not knowing if he had already cut her.

'Make a sound, you get cut. Understand?' His voice was forced – a breathy hiss.

Llangegwen ist ein kleines Städtchen an der Nordküste von Wales, bekannt vor allem durch die Süßwarenfabrik „G. L. Evans" und

ihr zumindest örtlich berühmtes Produkt „Sugs“.

Die attraktive Gwyneth Davies, sechzehn Jahre alt und aspirierende Schauspielerin, hat sich abends mit ihrem Freund Owen Watkins getroffen. Owen ist siebzehn Jahre alt, hat die Schule abgeschlossen und ist bis zu Beginn seiner Lehre arbeitslos. Die Zwischenzeit überbrückt er, indem er Alkoholika ausliefert – und bei günstiger Gelegenheit einige Flaschen Hochprozentiges mopst und sie weiterverkauft.

Die letzte Strecke vor Gwyneths Heim haben sich die Beiden getrennt, weil einerseits das Mädchen eine Begleitung nicht für nötig hält und andererseits Owen dem Boots-Clubhaus noch einen nächtlichen Besuch zwecks illegaler Erwerbung abstatten will.

Doch die arme, immer noch jungfräuliche Gwyneth wird von einem Sittenstrolch überfallen und mit einem Teppichmesser zum Geschlechtsverkehr gezwungen – was glücklicherweise vor Vollzug an der Ungeschicklichkeit des Täters und der Wehrhaftigkeit des Opfers scheitert.

Owen wiederum wird von einem zweiten Einbrecher überrascht und muss sich verbergen. Trotzdem bekommt er mit, wer der Neuankömmling ist und dass dieser Segelausrüstung mit sich nimmt, was Owen sehr seltsam anmutet.

> Aus dem hinteren Bereich kamen Geräusche: Etwas Schweres schien geschleppt zu werden. Dann tauchte die Gestalt auf, die Arme um ein paar eingerollte Segel, ein Ruder und eine Ruderpinne. Das Licht der Taschenlampe war erloschen. Mit einiger Mühe wurde die Last durch die Außentür bugsiert. Dann wurde die Tür geschlossen und verschlossen. Zu Owens Erleichterung polterte die Person dann geräuschvoll die Stufen hinunter. Eine Minute später öffnete der Junge vorsichtig das Fenster weit genug, um den Kopf hinausstrecken zu können. (S. 12f)

Die Szene wechselt nach London, wo vor dem Haus von Mark Treasure, Vizepräsident der Handelsbank Grenwood, Phipps, eine kleine Demonstration stattfindet.

In handgemalten Lettern stand auf dem Transparent außen: „GRENWOOD, PHIPPS ZIEHN DICH AUS BIS AUF DEN SCHLIPS“, während auf dem auf der anderen Seite zu lesen war: „ANGST UND BANG VOR REGAL SUN“.

Das Transparent in der Mitte verkündete: „TREASURE RAUBT DEN LETZTEN HELLER“.

Da Mark Treasure Vorstandsvorsitzender von Grenwood, Phipps der Handelsbank, wie auch Aufsichtsratsvorsitzender der Regal-Sun-Versicherungsgesellschaft war, boten die ersten beiden Botschaften bereits ausreichenden Beweis, daß die Demonstranten – geographisch – an der richtigen Adresse waren. Eine weitere Bestätigung des Fakts schien überflüssig – insbesondere in so persönlich kränkender und womöglich juristisch anfechtbarer Form. (S. 15)

Die oben erwähnte Süßwarenfabrik G. L. Evans ist von dem Investor Segam Holdings übernommen worden. Und nun breiten sich Gerüchte aus, dass Segam die Fabrik stilllegen, die Gebäude abreißen und das große

Gelände gewinnbringend als Bauland verwerten will.

Doch Treasure muss sich noch viel Unangenehmeres anhören.

„Der Pensionsfonds hat einen Überschuß. Wir glauben, mehr als drei Millionen Pfund. Segam will den Fonds ausschlachten – so viel lassen, um minimale Pensionen aufzubringen, und alles übrige auf die Gesellschaft transferieren. Es den Pensionären klauen, ohne daß es jemand merkt."

Treasure ließ sich einen Moment Zeit, ehe er reagierte. „Das ist nicht so einfach, wie Sie denken mögen", sagte er nachdrücklich.

„Aber möglich?" „Das Geld kann nicht einfach gestohlen werden. Der Pensionsfonds muß Treuhänder haben. Verantwortungsbewußte, unabhängige Leute, eingesetzt, um die Interessen der jetzigen und zukünftigen Pensionäre – der Nutznießer – zu schützen. Diese Treuhänder müßten von jedem Versuch erfahren, Gelder… hm… irregulär zu verwenden. Sie haben jeden illegalen

Akt zu stoppen. Das ist ihre Hauptaufgabe."

„Es gibt sehr wohl Treuhänder, Mr. Treasure. Doch sie stoppen gar nichts. Ganz im Gegenteil." (S. 20f)

Da Grenwood, Phipps zu Treasures Überraschung einen der drei Treuhänder des Pensionsfonds der Belegschaft stellt, wendet sich die Abordnung in gerechter Empörung an den Handelsbankier. Dieser muss zu seiner Verblüffung feststellen, dass seine Bank tatsächlich in Gestalt des apathischen Stanley Wigid einen Treuhänder stellt, und, schlimmer noch, dass er selbst als Aufsichtsratsvorsitzender der Regal Sun Versicherung, die den Pensionsfonds verwaltet, zumindest moralisch mit verantwortlich ist.

Treasure ist sich nach einer Einvernahme von Wigid sofort über den Sachverhalt im Klaren: Wenn man aus einer Firma bei deren Auflösung einen großen Gewinn ziehen will, dann beginnt man Jahre zuvor mit der Einrichtung eines gesetzlich geforderten Pensionsfonds. Gut angelegt, erwirtschaftet dieser im Lauf der Zeit Überschüs-

se in Millionenhöhe, die jedoch nicht ausgeschüttet werden, weil man die Pensionen der verrenteten Mitarbeiter nur um das gesetzliche Mindestmaß erhöht. Zudem installiert man drei notwendigen Fonds-Treuhänder: Einer ist von der Firma selbst und profitiert von der Benachteiligung der Belegschaft; einer wird schlichtweg bestochen; und der dritte ist ein uninteressierter Dummkopf.

Schließlich ist man am Ziel, als die Firma erfolgreich heruntergewirtschaftet ist und verkauft wird: Der Erwerber zahlt den Aktionären so stark überhöhte Gelder, dass der Überschuss des aufzulösenden Pensionsfonds gerecht zwischen den bisherigen und den neuen Inhabern aufgeteilt werden wird.

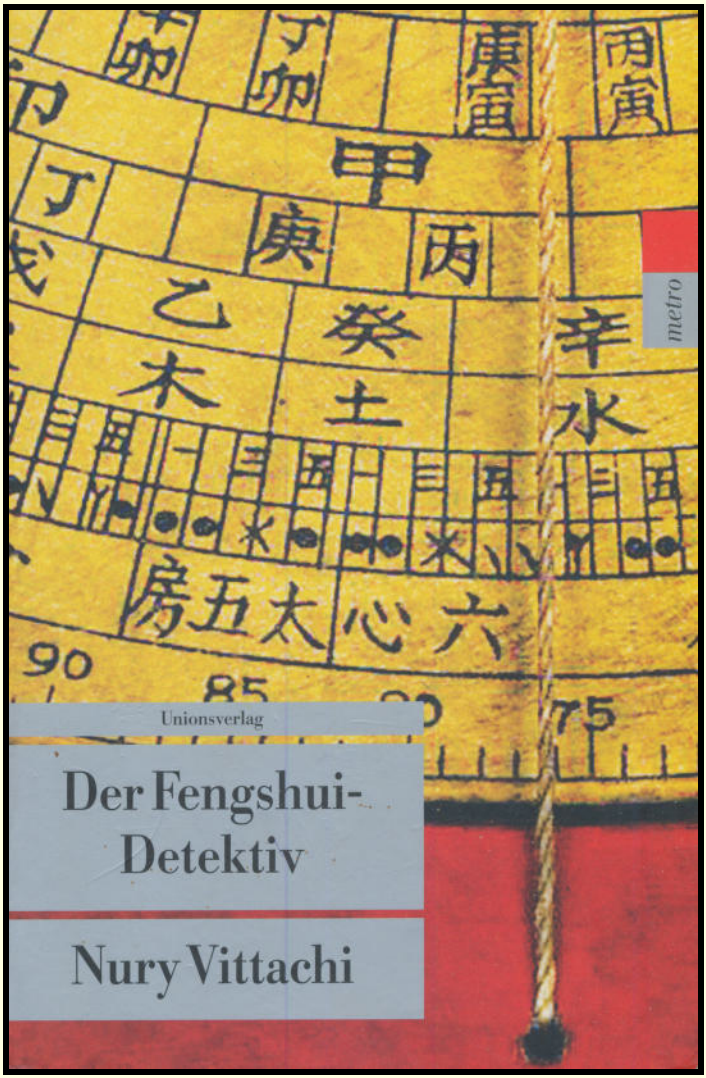
Da hält es Treasure nicht mehr in London; er reist stehenden Fußes nach Llanegwen, um das Unrecht, das die Belegschaft erleiden soll, aufzuhalten. Doch einer der Treuhänder, Joshua Evan, hatte seine Ansicht geändert und wollte sich der Auflösung des Fonds widersetzen. Wie es der Zufall will, ist er just am Morgen nach dem Abend, da Owen den merkwürdigen Dieb-

stahl beobachtet hat, zu einem absolut unvernünftigen Segeltörn aufgebrochen und dabei tödlich verunglückt. Joshuas Onkel und Nachfolger als Treuhänder, George Evan, steht zum Glück auf der richtigen Seite, nämlich der der Vermögenden, ist er doch schließlich selbst der Hauptaktionär. Der junge Owen könnte vielleicht zur Aufklärung des Segelunglücks beitragen, aber dazu müsste er gestehen, Alkohol gestohlen zu haben, was er natürlich nicht will, insbesondere, da ihn die Polizei in Gestalt von Inspektor Alwyn Thomas ohnehin in Verdacht hat, ein Kleinkrimineller zu sein.

Mark Treasure hat in *Treasure durch zwei* allerhand zu tun: Er muss nicht nur einen quasi legalen, aber absolut unmoralischen Diebstahl des Pensionsfonds verhindern, sondern auch noch eine Serie von Vergewaltigungsversuchen, und, schlimmer noch, von Morden aufklären. Und als wäre das nicht genug, wird die Sachlage noch verkompliziert durch erotische Beziehungen in Hülle und Fülle – romantische, erklärbare, unstatthafte und sonderbare.

Der Roman ist wie stets bei David Williams vorzüglich erzählt und eminent lesen-

wert, was er vor allem dem ausgefeilten, ironischen Stil verdankt. Darüberhinaus ist es bemerkenswert, wie gut sich der Autor im Bankwesen auskennt. Immerhin war er im Berufsleben Leiter einer der größten Londoner Werbeagenturen: Auch diese haben sich mit Bankkrediten, Aktienverkäufen, Übernahmen und Insolvenzen herumzuschlagen. Williams muss daher intensiv mit den unterschiedlichsten Methoden, wenig begüterte Menschen um ihre geringe Habe zugunsten reicher Privilegierter zu bringen, beschäftigt haben.


metro
Unionsverlag
Der Fengshui-Detektiv
Nury Vittachi

*Vittachi, Nury: Fengshui-Detektiv

Nury Vittachi [1958–]
Fengshui-Detektiv 1: Der Fengshui-Detektiv (The Feng Shui Detective, 2000)
Unionsverlag 20 264 (TB 256 S./€ 9,90)
Zürich 2003
Aus dem Englischen von Ursula Ballin
Genre: Esoterischer Krimi

Nach einer für ihre Verhältnisse langen Pause von drei Sekunden fügte Winnie folgende weitere Nachricht hinzu: „Mr. Pun, er sag mir, ich soll Sie sagen, dass er außerordentlich zu schätzen weiß, wenn Sie helfen. So hat gesag: ‚Außerordentlich zu schätzen weiß'."

Dieser Ausdruck ließ Wongs Augen kurz aufleuchten. „Aha, ich verstehe."

Es trat eine Stille im Raum ein, da die Hirntätigkeit seiner beiden Insassen sich auf die linke Hemisphäre, nämlich auf die Finanzwindungen, verlagerte. „Wie viel glaub Sie?"

Der Geomant zupfte nachdenklich an den wenigen schütteren Haaren auf

seinem Kinn. „Sagt er ‚Ich bin froh', so heißt das, es ist kleine Zulage drin. Wenn er es aber ‚außerordentlich zu schätzen weiß', könnte das bedeuten, dass Honorarerhöhung im Ofen schmort."

„Im Ofen?"

„Umgangssprachliche englische Wendung. Habe ich von Dilip gehört. Bedeutet: wird bald kommen." (S. 9, „Das rote Atelier")

After a lengthy—for her—pause of three seconds, Winnie added her next bit of news: 'Mr Pun tol' me to tell you that he would be extremely pleased if you help. That's what he said. Extremely pleased.'

This phrase caused a momentary flicker in Wong's eyes. 'Ah. I see.'

There was silence in the room as the brain activity of its two occupants switched to the left cerebrum, financial department.

'How much you think?'

The geomancer pulled thoughtfully at the few straggly hairs on his chin.

‘When he says he is „happy”, it means a little bonus is in the oven. If he is „extremely pleased”, it might mean a pay rise is in the oven.’

‘In the oven?’

‘English colloquial usage. I heard it from Dilip. It means will soon happen.’ („Scarlet in a Study”)

Der Chinese C. F. Wong, sechsundfünfzig Jahre alt, arbeitet in Singapur, Malaysien, für den Unternehmer Mr. Pun als Fengshui-Experte. Sein winziges Büro teilt er sich mit seiner energischen Sekretärin Winnie Lim, sechsundzwanzig. Unter diesen Voraussetzungen kommt die Nachricht recht ungelegen, dass er die siebzehnjährige Tochter eines australischen Geschäftsfreundes von Mr. Pun als Praktikantin aufnehmen soll.

Nach den Fengshui-Kriterien der Acht-Häuser-Schule handelte es sich bei dem Büro um einen *Duigua-Raum*, dessen Rückseite nach Westen, die Eingangstür nach Osten lag. Seine eigene gemütliche Ecke befand sich zwischen Südwesten (gut: Das stand für blühende Gesund-

heit) und Süden (schlecht: die Position der Fünf Geister), weshalb er erhebliche Mühe aufwenden musste, um sie benutzbar zu machen. Noch übler war, dass sie so nah an Winnies Schreibtisch lag. Die wohl überlegte Aufhängung eines metallenen Windspiels diente dazu, die schlimmsten Einflüsse ihres übermächtigen Feuer-*Chi* abzuwehren. (S. 10f)

In feng shui terms, following the School of the Eight Houses, the office was a Tui Kua dwelling, its back facing west and door facing east. His cubby-hole was between southwest (good—indicating blossoming health) and south (bad—the Location of the Five Ghosts), so he had had a lot of work to do to make it usable. Worse still, it was close to Winnie's desk. The judicious positioning of a metal chime served to ward off the worst of her excess of fire ch'i.

Man sieht, wie schwierig es sein wird, für die Praktikantin Jocye McQuinnie einen Fengshui-konformen Arbeitsplatz zu finden.

Es stellt sich allerdings heraus, dass die Studentin Jo nicht wirklich Fengshui erlernen will, sondern diese Kunst nur für ihr Universitätsprojekt in asiatischer Geomantie beobachten will.

Jo erweist sich als groß, fröhlich, laut, grell, also kurz gesagt sehr nervtötend. Aber Wong kommt nicht umhin, sie zu seinem nächsten Auftrag mitzunehmen: Er soll das Sun House für die East Trade Industries, die das Objekt erwerben will, begutachten. Da dort bis zum Tod des jetzigen, kurzfristigen Eigentümers ein Bestattungsunternehmen eingerichtet war, sieht es in Sache Ausstrahlung zappenduster aus.

Aber Wong macht sich trotzdem an die Arbeit und misst und notiert und kartiert pflichtgemäß, immer wieder unterbrochen von den Weinkrämpfen der Witwe Elemeta Wanedi, die ihren verstorbenen Mann Henry schrecklich vermisst. Allerdings will sie ihn, dazu fühlt sie sich verpflicht, persönlich für die letzte Reise herrichten – wozu hat das Paar schließlich ein Bestattungsunternehmen.

Wang ist allerdings nicht nur ein ausgefuchster Fengshui-Experte, sondern ein

auch ein vorzüglicher Beobachter – wobei ihm Jo kaum nachsteht und ihm daher unerwarteterweise doch eine große Hilfe –, und so fühlt er sich genötigt, alsbald Chief Inspector Ihoti Sagwala hinzuzuziehen.

Sie gingen die stillen, dunklen Flure entlang und betraten die Leichenhalle. Chief Inspector Sagwala schnappte nach Luft. „Was ist denn hier los?“, fragte er und sah Mrs. Wanedi an, die stramm dastand, wenn auch in etwas unbequemer Haltung, weil sie mit Handschellen an einen der niedrigen Deckenbalken gefesselt war. „Sie ist gar nicht tot! Was soll das, C. F.? Sind Sie verrückt geworden?“

Joyce atmete heftig und starrte von Wong zu Mrs. Wanedi und wieder zurück.

„Macht mich los! Dieser Irre hat mich angefallen!“, kreischte die Gestalt.

Wong durchquerte rasch den Raum. Grob riss er dem wütenden Geschöpf das Kleid herunter. Es fiel zu Boden.

„Was machen Sie denn …“, sagte Joyce und schlug sich die Hände vor den Mund.

„Überfall! Vergewaltigung!“, schrie Mrs. Wanedi. „Hilfe! Hilfe! Nicht herschauen, nicht herschauen!“

Die Figur wand sich, bis sie sich umgedreht hatte, doch da hatten sie es schon alle gesehen: den Umriss männlicher Genitalien unter einer ekligen, grauweißen Unterhose.

„Sie ist ein Mann!“, keuchte Sagwala.

„Jawohl. Es ist ein Stück von männlicher Spezies“, sagte Wong. Er fasste die Polizeiärztin unter und führte sie zu der Baste am andern Ende der Werkstatt. Sie blinzelte, um die Leiche in der Kiste zu erkennen, und Sagwala drängte sich zwischen sie, um gleichfalls einen Blick hineinzuwerfen. Auch Joyce tat das später, allerdings etwas behutsamer.

„Ms. McQuinnie, Chief Inspector!“, sagte Wong. „Wir wollen hinausgehen. Frau Doktor wird die Leiche untersuchen. Sie wird uns sagen, ob dies hier in Kiste nicht Mrs. Wanedi ist.“ (S. 35f)

They marched down the silent dark corridors and entered the mortuary. Chief Inspector Sagwala gasped. 'What is this?' he said, looking at Mrs Wanedi, who was standing to attention, uncomfortably handcuffed to one of the timbers in the low ceiling. 'She is not dead. What are you doing, C F? Have you gone mad?'

Joyce gasped and stared from Wong to Mrs Wanedi and back again.'Let me go, this mad man has attacked me,' the figure shrieked.

Wong stepped quickly across the room and roughly ripped off the furious creature's dress. It fell to the floor.

'What're you—' said Joyce, her hand over her mouth.

'Rape!' screamed Mrs Wanedi. 'Help me, help me. Don't look, don't look.'

The figure twisted until it had turned around, but not before they had seen the outline of male genitalia underneath an unsavoury pair of off-white underpants.

'She's a man,' Sagwala said needlessly.

> ‘Yes. It is a sample of the male species,’ said Wong. He took the police doctor by the arm and guided her to the box on the far side of the room. She blinked at the corpse in the box, and Sagwala pushed past them to take a look—as did Joyce, more gingerly, afterwards.
>
> ‘Ms McQuinnie, Chief Inspector,’ said Wong. ‘Let us leave the room. The doctor will examine the body. She will tell us if this is Mrs Wanedi here in this box.’

Nun wird offenbar, dass Mr. Wanide aus Geldgier seine Frau ermordet und sich in Erwartung des Erbes als sie ausgegeben hat.

Der Fengshui-Detektiv besteht aus neun durch die gemeinsamen Figuren Wong & Jo verbundenen Kurzgeschichten. In jeder Folge unternimmt Wong die größten Anstrengungen, die Emanationen eines Gebäudes zu erfassen, um die Probleme, die von ihnen ausgehen, zu erkunden. Fündig wird er allerdings stets durch seinen scharfen Verstand und seine genaue Beobachtungs-

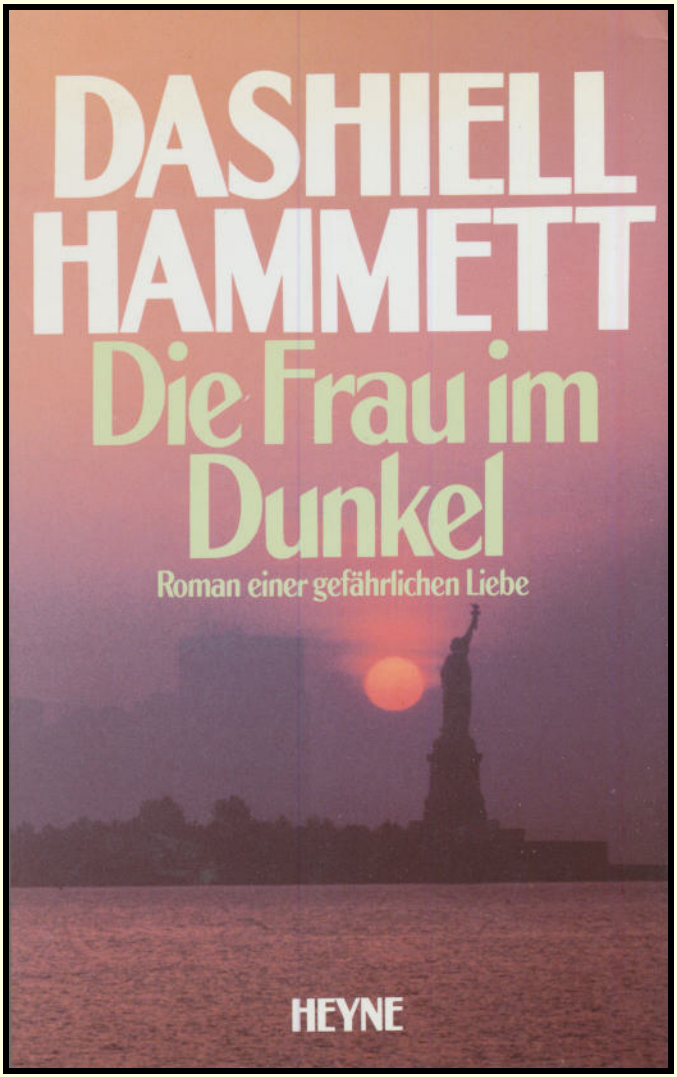
gabe, wobei er von Jo tatkräftig unterstützt wird: Im ersten Fall, „Das rote Atelier“, fallen ihm beispielsweise die durchstochenen Ohrläppchen des vermeintlichen männlichen Verstorbenen auf, woraus er haarscharf den wahren Sachverhalt kombiniert.

Der Originaltitel „Scarlet in a Study“ ist übrigens eine Hommage an Arthur Conan Doyles Sherlock-Holmes-Roman *A Study in Scarlet.*

Die Erzählungen bekommen eine ausgesprochen amüsante Note durch die Tatsache, dass sich Wong angestrengt bemüht, sein mangelhaftes Englisch zu verbessern, wobei ihm Jo eine große Hilfe zu sein scheint. Die Betonung liegt auf „scheint“, denn Jo übt sich in einem recht ausgefallenen australischen Jugendslang, den nun Wong für perfektes Geschäftsenglisch hält und bei den unpassendsten Gelegenheiten einsetzt.

Der Fengshui-Experte wird in der deutschen Übersetzung meistens als Geomant bezeichnet, was hierzulande ein Fachmann für Pendelweistum ist. Auch ein europäischer Geomant untersucht die schädlichen Strahlungen, die von bestimmten Bereichen

eines Hauses ausgehen, allerdings fehlt ihm die ausgefeilte, bis ins Kleinste durchdachte Wissenschaft des Fengshui.


DASHIELL
HAMMETT
Die Frau im
Dunkel
Roman einer gefährlichen Liebe
HEYNE

Dashiell Hammett [Samuel Dashiell Hammett, 1894–1961]
Die Frau im Dunkel. Roman einer gefährlichen Liebe
***(Woman in the Dark*, 1933)**
Heyne 02 853 (HC 94 S./DM 22,80)
München 1988
Aus dem Amerikanischen von Wulf Teichmann
Genre: Krimi

Nichts in ihrem Gesicht reagierte auf sein Lächeln. „Ich will in die Stadt", sagte sie zu ihm. „Jetzt weißt du's."

„Na schön, wenn du willst" – er war gutmütig –, „aber so kannst du nicht gehn." Er deutete mit dem Kopf auf ihr eingerissenes Abendkleid. „Wir bringen dich erst mal nach Hause, da kannst du dich umziehen und packen und. .." Er wandte sich Brazil zu. „Wann geht der nächste Zug?"

Brazil sagte: „Sechs." Der Hund schnupperte an seinen Beinen.

„Siehst du", sagte Robson einschmeichelnd zu der Frau, „es ist noch viel Zeit."

Sie sah auf ihre Kleidung hinunter und schien sie zufriedenstellend zu finden. „Ich fahre so“, erwiderte sie.

„Aber schau doch, Luise“, begann Robson wieder, ganz vernünftig. „Du hast noch Stunden, bis der Zug geht – Zeit genug, um dich auszuruhn und ein Schläfchen zu machen und …“

Sie sagte einfach: „Ich bin bereits weg.“ (S. 25)

Luise Fischer ist kopflos mitsamt ihrem Abendkleid von ihrem reichen Freund Kane Robson zu Fuß abgehauen. Sie ist gestolpert, hat einen Absatz verloren, sich am Knie verletzt und ist schließlich bei dem gerade erst aus dem Gefängnis entlassenen Brazil untergekommen.

Aber jetzt hat Robson zusammen mit seinem Chauffeur Dick Conroy die Flüchtige aufgestöbert und will sie zwingen, wieder zu ihm zurückzukehren. Als Brazils Dogge das nicht dulden will, wird sie von Conroy kurzerhand erschossen.

Die Frau sagte: „Ich gehe nicht.“

Brazil blickte noch immer auf den Hund. „Ist mir auch recht“, brummte er, und mit mehr Interesse: „Aber wer hat das da getan?“ Er ging zu dem Hund und bewegte dessen Kopf mit dem Fuß. „Der ganze Fußboden voll Blut“, nörgelte er.

Dann, ohne den Kopf zu heben, ohne die geringste Verlagerung des Gleichgewichts oder Straffung des Körpers, trieb er seine rechte Faust aufwärts in Conroys ebenmäßiges, betrunkenes Gesicht.

Conroy fiel steif von der Faust weg, mit angewinkelten Knien, und drehte sich ein wenig beim Fallen. Sein Kopf und eine Schulter schlugen an den steinernen Kamin, und indem er sich einmal vollständig drehte, rollte er vom Kamin weg und blieb mit dem Gesicht nach oben liegen. (S. 35f)

Brazil schlägt Conroy ansatzlos zu Boden. Robson zieht ebenfalls eine Pistole, wird aber von Brazil und Luise mit vereinten Kräften überwältigt. Robson schleppt

schließlich den benommenen Conroy hinaus.

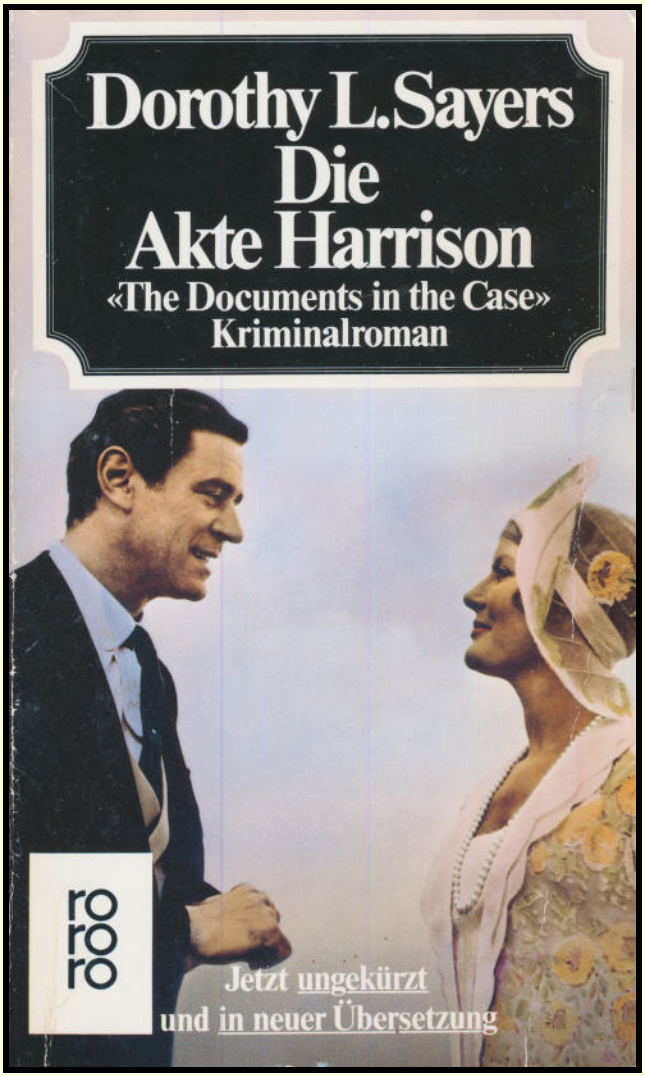
Später erfahren Brazil & Luise, dass Conroy mit einem Schädelbruch im Krankenhaus liegt und möglicherweise sterben wird. Das bedeutet für Brazil eine Anklage wegen Mordes, weshalb sich die Beiden bei Freunden verstecken.

Im Krankenhaus treffen alle wieder aufeinander: Robson ist gerade dabei, den wieder zu sich gekommenen Conroy – der ein Verhältnis mit Luise hatte – zu erwürgen, wird jedoch rechtzeitig gefasst. Conroy gibt zu Protokoll, dass er seinen Schädelbruch erst nach dem Verlassen von Brazils Heim erhalten hat, als ihm nämlich Robson mit einem Holzscheit über den Kopf geschlagen hat.

Die Frau im Dunkel ist eine wenig bekannte Novelle von Dashiell Hammett, erschienen 1933 in drei Folgen im damals populären Magazin *Liberty*.

Hammett pflegt einen ausgesprochen kargen Stil; seine Erzählung beschränkt sich ganz auf Beschreibung der sichtbaren Vorgänge. Der dadurch entstehende Eindruck ist der von Objektivität, Kälte und

Pessimismus; aber dahinter scheinen heiße, unterdrückte Gefühle auf, was der Novelle einen melodramatischen Anstrich gibt.


Dorothy L. Sayers
Die Akte Harrison
«The Documents in the Case»
Kriminalroman
rororo
Jetzt ungekürzt
und in neuer Übersetzung

*Sayers, Dorothy L.: Akte Harrison

Dorothy L. Sayers [Dorothy Leigh Sayers, 1893–1957]
Die Akte Harrison
(The Documents in the Case, 1930)
rororo 15 418 (TB 246 S./DM 6,80)
Reinbek bei Hamburg 1984
Aus dem Englischen von Otto Bayer
Genre: Krimi

Paul Harrison an Sir Gilbert Pugh (Begleitbrief zu den beigefügten Dokumenten)

Redgauntlet Hotel, Bloomsbury, W. C, 18. März 1930

Sehr geehrter Sir Gilbert,

ich danke für Ihren Brief gestrigen Datums und beeile mich, Ihnen die erbetene Zusammenstellung aller Dokumente zu übersenden. Wenn Sie die Unterlagen gelesen haben, werde ich Sie gern zu einem Ihnen gelegenen Zeitpunkt aufsuchen und Ihnen weitere Informationen geben, soweit dies in meiner Macht liegt.

Alle Punkte, auf die ich besonders hinweisen wollte, sind, wie ich glaube, in meinem vorhergehenden Brief voll enthalten. Da nun aber dieser Brief seinen ursprünglichen Zweck, Ihr Interesse an der Angelegenheit zu wecken, erfüllt hat, meine ich, daß man ihn so weitgehend wie möglich vergessen sollte. Ich möchte, daß Sie sich mit den Ihnen nun vorliegenden Dokumenten vollkommen unvoreingenommen befassen. Für mich, der ich die letzten sechs bis sieben Monate daran gearbeitet habe, ist die Schlußfolgerung, zu der sie führen, vollkommen eindeutig, aber es könnte immer noch möglich sein, daß sowohl Sir James Lubbock sich irrt als auch ich. Sie werden selbst urteilen.

Ich bitte Sie nur mit großem Ernst, sich des Falles mit der allergrößten Gewissenhaftigkeit anzunehmen. Sie werden sehen, daß es für mich außerordentlich wichtig ist, die Angelegenheit restlos geklärt zu wissen. (S. 5)

Paul Harrison to Sir Gilbert Pugh

[Letter covering the attached documents.]

Redgauntlet Hotel, Bloomsbury, W.C.
18th March, 1930

Dear Sir,

I am obliged by your letter of yesterday's date, and hasten to send you, as requested, the complete dossier of documents. When you have read them, I shall be happy to call upon you at any time convenient to yourself, and give you any further information that may be within my power.

All the points I specially wished to make are, I think, fully covered by my previous letter. But since that letter has now served its original purpose of arousing your interest in the matter, I feel that it would be better forgotten, as far as possible. I would rather you came to the present documents with an entirely open mind. To me, who have been working over them for the last six or seven months, they seem to point clearly to one and only one conclusion, but I suppose it is possible that both Sir

> James Lubbock and I may be mistaken. You will judge for yourself. I only most earnestly beg of you to give the case your most careful consideration. You will realise that it is of vital importance to me to have the matter fully investigated.

Wir erfahren erst später, dass der Autor dieses Begleitbriefs, Paul Harrison, der Sohn aus erster Ehe des jüngst dahingeschiedenen George Harrison ist, der, obwohl ein ausgewiesener Kenner von allem Essbaren in der freien Natur, an einer Pilzvergiftung gestorben ist. Pauls Schreiben richtet sich an den Kronanwalt Sir Gilbert Pugh, dem er beigefügt ein Konvolut von Dokumenten sendet, das Schicksal seines Vaters betreffend.

Da Paul erst gegen Ende der Papiere selbst Kommentare abgibt, muss man die Verhältnisse in George Harrisons Mietshaus aus den zahlreichen Briefen, die der Sohn von den verschiedensten Personen gesammelt hat, erschließen: Harrison bewohnt zusammen mit seiner deutlich jüngeren Frau Margaret ein Stockwerk; Beide werden

von der Hausangestellten Agatha Milsom versorgt. Die darüberliegenden zwei Stockwerke sind an die jungen Künstler Harwood Lathom, Maler, und John Munting, Schriftsteller, vermietet.

Der erste Brief wurde von der ältlichen, psychoanalytisch interessierten Jungfer Agatha Milsom an ihre Schwester Olive Farebrother geschrieben.

> Ich habe neulich einen klugen Artikel von Storm Jameson gelesen, in dem sie schreibt, daß alle Frauen im tiefsten Herzen auf die Männer böse sind. Das finde ich ja so wahr! Es ist zum Verrücktwerden, mit welcher Selbstverständlichkeit ein Mann den Überlegenen herauskehrt, wenn er mit einer Frau redet. Wir hatten neulich mal abends ein kleines Streitgespräch – über Einstein, stell Dir das vor! Mrs. Harrison fing an, von einem interessanten Bericht zu erzählen, den sie in der Sonntagszeitung über ihn gelesen hatte, aber Mr. Harrison knurrte nur etwas und las einfach weiter, irgend etwas Langweiliges über die Regierung. Sie hat ihm

dann aber so lange Fragen gestellt, bis er einfach antworten mußte, und da hat er ganz von oben herab gemeint, er hält den Mann für einen Scharlatan, der die Leute mit seinen Theorien an der Nase herumführt. (S. 10f)

I read such a clever article the other day by Storm Jameson, in which she said that all women, in the depths of their hearts, resented men. Now I do think that is so true. It is so maddening, the calm assumption of superiority that a man puts on when he is talking to a woman. We had quite a little dispute the other evening – about Einstein, of all people! Mrs Harrison started to talk about an interesting account of him in the Sunday paper, but Mr Harrison only grunted and went on reading something tedious about the Government. However, she went on asking him questions till he simply had to answer, and then he said, quite snubbingly, that he considered the man was a charlatan who was pulling people's legs with his theories.

Agatha Milsom ist offenkundig der Meinung, dass Mr. Harrison seine Frau nicht nur vernachlässigt, sondern auch von oben herab behandelt und laufend ungerechtfertigt kritisiert. Glaubt man dieser Einschätzung, so macht das Harrison nicht, weil er ein Sadist oder Psychopath ist, nein, er ist schlichtweg ein staubtrockener Pedant, der sich nur für sein kommendes Werk über Essbares in der freien Natur und die dazugehörigen, von ihm selbst mit mäßigem Talent erstellten Illustrationen interessiert.

Munting dagegen neigt eher zu der Einstellung von Harrison und hält Margaret für reichlich überspannt und zu wenig unterwürfig. Lathom schließlich äußert sich nicht öffentlich, aber es hat den Anschein, als würde er die attraktive Margaret bedauern.

Agatha Milsom zitiert in einem Brief eine Äußerung von Harrison, die dieser angesichts des Planes seiner Frau, eine Arbeit suchen zu wollen, getan hat.

> „Gut? Nun, wenn du es gut findest, wird es wohl gut sein. Aber meinst du nicht, daß es ein bißchen hart für mich

ist, meine Liebe, wenn meine Frau den ganzen Tag außer Haus ist, sich in einem Büro zu Tode schindet und zu nichts mehr gut ist, wenn sie abends nach Hause kommt? Ich biete dir hier ein schönes Heim und hatte eigentlich erwartet oder gehofft, du würdest es gern zu einem Zuhause für mich machen, wo ich abends Ruhe finde. So stellt man sich das doch im allgemeinen vor, oder? Aber ich glaube, die Frauen von heute sehen das anders. Wenn ein Hotelleben deiner Vorstellung von Glück entspricht, solltest du nach Amerika gehen.“ (S. 32)

‘All right? Well, I suppose it is all right if you think so. But don’t you think it’s a trifle hard on me, my dear, having a wife out all day, fagging herself to death in an office and coming home fit for nothing? I give you a good home, and I rather expected, or hoped, you would like to make it a home for me to come back to. That is the usual idea, isn’t it? But I suppose the modern woman thinks differently about these

things. If hotel life is your notion of happiness you ought to go and live in America.'

Wenn das Zitat authentisch ist, dann manipuliert Harrison seine Frau mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, um sie sich ganz und gar zu unterwerfen.

Aus einem Brief von Munting an seine Verlobte Elizabeth Drake geht hervor, dass dieser eine ähnlich patriarchalische Einstellung hat wie Harrison.

> Liebe Bungie,
>
> nun sei bitte nicht albern. Ich hatte wirklich geglaubt, Du hättest ein bißchen mehr Verstand als die oberflächliche Durchschnittsfrau. Ich bin von Mrs. Harrison nicht im mindesten fasziniert. Sie interessiert mich einfach als Typ – das heißt, als Persönlichkeit. Mich für Menschen zu interessieren ist mein Beruf. Ich möchte diese Person irgendwann einmal in einem Buch verwenden. (S. 37)

My dear Bungie, Don't be a silly ass. I thought you had more sense than the ordinary futile sort of woman. I am not in the least fascinated by Mrs Harrison. She quite simply interests me as a type – a personality, that is. It is my job to be interested in people. I might want to use that kind of person in a book some day.

Vielleicht meint Munting seine Zurechtweisung ja ein wenig ironisch, aber Elizabeth muss schon über einen recht demütigen Charakter verfügen, wenn sie Munting zu heiraten gedenkt.

In einem weiteren Brief äußert sich Munting über Agatha Milsom.

Zur Krönung unseres Gesprächs sagte sie dann wahrhaftig, es sei ja gefährlich, mit mir in einem Zimmer zu sein, und mit diesen Worten schlich sie sich mit einem lüsternen Blick hinaus. So ein widerliches Weib! Zum Glück hatte ich nur das Kapitel „Geburt und Kindheit" zu überarbeiten, sonst wäre ich den ganzen Tag vor Wut nicht mehr zum Arbei-

ten gekommen. Ich hoffe um Deinetwillen, daß ich nicht noch zum Neurotiker werde – das wäre das Letzte. (S. 49)

She wound up the interview by saying, really, she didn't think it safe to be in the same room with me, and leered her way out. Disgusting fool! Fortunately, I was only revising 'Birth and Childhood', or I should have been too irritable to work for the rest of the day. I hope, for your sake, I am not becoming neurotic – that would be the last straw.

Wenn Muntings Beobachtung zutrifft, dann ist die alte Jungfer psychisch gestört: Sie wäre zugleich prüde und mannstoll. Dann sind aber auch ihre Behauptungen über die Ehe von Harrison und Margaret in einem ganz anderen Licht zu sehen.

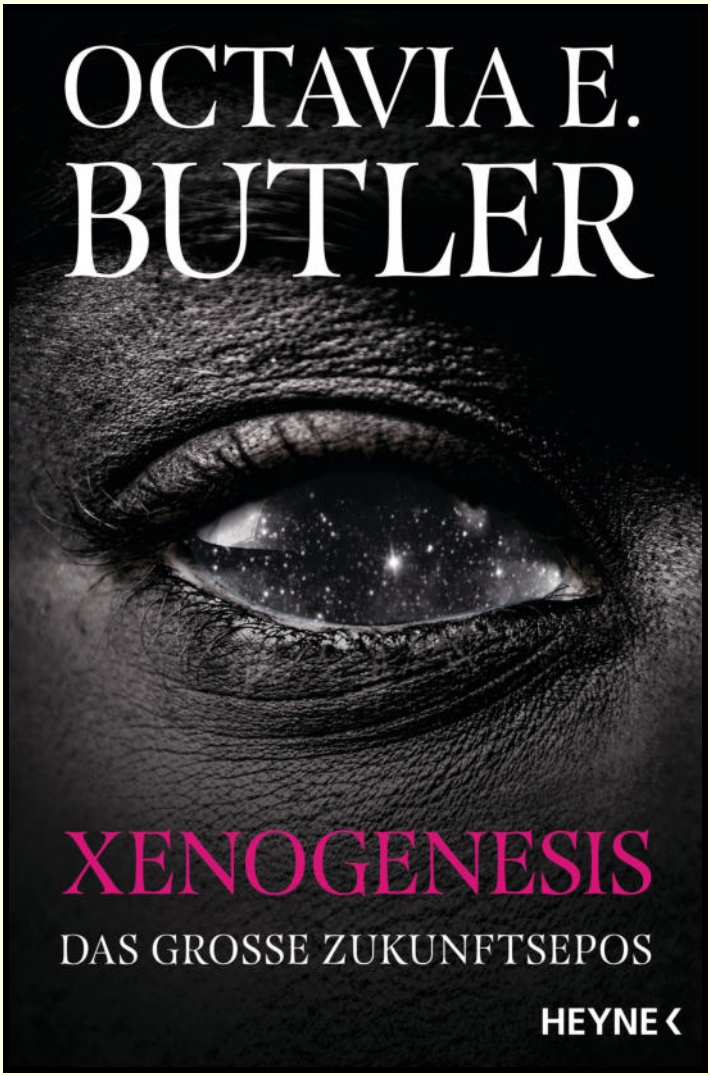
Der erste Teil des Romans *Die Akte Harrison,* „Synthese", in der uns die Figuren aus verschiedenen Blickwinkeln vorgestellt werden, ist ausgesprochen faszinierend. Wir lernen die Akteure nur durch Briefe kennen, wobei sich jeder Schreiber selbstverständlich in einem anderen, besseren

Licht darstellt, als ihn seine Bekannten sehen. Aber auch aus ihren brieflichen Schilderungen der Mitmenschen kann man keine definitiven Schlüsse ziehen, weil auch diese sehr stark subjektiv gefärbt sind. So muss der Leser versuchen, sich an der Fülle widersprüchlicher Aussagen ein einigermaßen stimmiges Bild zu machen.

Auch der zweite Teil, „Analyse“, wird in Briefform behandelt, ist jedoch ganz der Aufklärung des mysteriösen Todesfalls gewidmet und ähnelt daher stärker einem konventionellen Krimi.

Der Briefroman war 1930 schon stark außer Mode gekommen, aber Dorothy L. Sayers gelingt ist, ein geradezu vorbildliches Werk dieser Gattung zu schaffen. Allerdings hat der Roman auch zwei Schwächen: Zum einen ist er etwas zu lang geraten; die Autorin hätte einige Passagen, insbesondere im zweiten Teil, auch kürzer fassen können. Zum anderen sind sowohl Durchführung als auch Aufklärung des Mordes – ja, um einen solchen handelt es sich – zu konstruiert, um wirklich glaubhaft zu sein. Vielleicht hätte es die Autorin bei

einem ungeklärten Todesfall belassen sollen.


OCTAVIA E.
BUTLER
XENOGENESIS
DAS GROSSE ZUKUNFTSEPOS
HEYNE

Octavia E. Butler
Xenogensis
1. Dämmerung
***(Dawn*, 1987)**
2. Rituale
***(Adulthood Rites*, 1988)**
3. Imago
***(Imago*, 1989)**
Heyne 32 228 (PB 974 S./€ 19,00)
München 2024
Aus dem Englischen von Barbara Heikamp
Genre: Science Fiction

Am Leben!

Noch immer am Leben. Wieder am Leben.

Das Erwachen war mühsam, wie immer. Die höchste Enttäuschung. Es war ein Kampf, genug Luft zu holen, um das beklemmende Gefühl des Erstickens zu vertreiben. Lilith Iyapo lag keuchend da und zitterte vor Anstrengung. Ihr Herz schlug zu schnell, zu laut. Sie rollte sich um es herum, fötal, hilflos. Die Blutzirkulation kehrte in Schauern winziger,

> feiner Schmerzen in ihre Arme und Beine zurück. (S. 7)

Die Afroamerikanerin Lilith Iyapo, sechsundzwanzig Jahre alt, erwacht zum wiederholten Mal in einer fremden, futuristischen Umgebung. Diesmal entdeckt sie an ihrem Bauch eine beim letzten Erwachen noch nicht vorhandene Operationsnarbe.

> Das Licht wurde heller, wie sie vermutet hatte, und was wie ein großer, schlanker Mann ausgesehen hatte, war zwar immer noch humanoid, aber es hatte keine Nase -keinen Wulst, keine Nüstern –, nur glatte, graue Haut. Es war grau – hellgraue Haut, dunkelgraueres Haar auf dem Kopf, das nach unten wuchs, um seine Augen und Ohren herum und an seiner Kehle. Es war so viel Haar vor seinen Augen, dass Lilith sich fragte, wie das Wesen sehen konnte. Das lange, üppige Ohrhaar schien sowohl aus den Ohren heraus als auch um sie herum zu wachsen. Darüber verband es sich mit dem Aughaar und darunter und dahinter mit dem Kopfhaar. Die In-

> sel Kehlhaar schien sich leicht zu bewegen, und Lilith kam der Gedanke, dass dies die Stelle sein könnte, wo das Wesen atmete – eine Art natürliche Tracheotomie. (S. 17f)

Es ist das erste Mal, dass Lilith einem ihrer Entführer begegnet: Es ist ein Außerirdischer, dessen Wahrnehmungs- und Kommunikationsorgane aus zahlreichen Kopftentakeln bestehen.

Der Alien stellt sich als Jodhya vom Volk der Oankali vor. Wir erfahren, dass die Erde in einem allesvernichtetenden Atomkrieg untergegangen ist, und dass sie Oankali die Wenigen, die in unterirdischen Bunkern überlebt haben, gerettet und auf ihr lebendes Raumschiff gebracht haben. Das war vor zweihundertfünfzig Jahren, und die meisten Geretteten haben ihr Leben normal geführt, um den Oankali als Studienobjekte zu dienen. Nur Wenige wurden wie Lilith, die nur um zwei Jahre älter geworden ist, in Hibernation gehalten: Sie sollen die Erde wiederbevölkern.

„Du wirst eine kleine Gruppe von Menschen *aufwecken*, alle Englisch sprechend, und ihnen helfen, den Umgang mit uns zu lernen. Du wirst ihnen die Überlebenskenntnisse beibringen, die wir dir beibringen. Deine Leute werden alle aus sogenannten zivilisierten Gesellschaften sein. Jetzt werden sie lernen müssen, in Wäldern zu leben, sich ihre eigenen Unterkünfte zu errichten und ihre eigenen Nahrungsmittel anzubauen, alles ohne Maschinen oder Hilfe von außen."

„Werdet ihr uns Maschinen verbieten?", fragte sie unsicher. „Natürlich nicht. Aber wir werden euch auch keine geben. Ihr bekommt von uns Handwerkszeuge, einfache Ausrüstung und Nahrungsmittel, bis ihr anfangt, die Dinge selbst herzustellen, die ihr braucht, und eure eigenen Felder zu bestellen. Gegen die tödlicheren Mikroorganismen haben wir euch schon geschützt. Darüber hinaus werdet ihr euch allein durchs Leben schlagen müssen – giftige Pflanzen und Tiere meiden und schaffen, was ihr braucht." (S. 43f)

Die Menschen werden auf der Erde auf einem mittelalterlichen Niveau leben müssen, allerdings mit einem genetisch verbesserten Immunsystem. Für Lilith haben die Oankali eine besondere Rolle vorbereitet: Sie soll ein Kind zur Welt bringen, das Gene der Menschen mit denen der Oankali vereint.

Xenogenesis ist eines der bekannten Werke der berühmten afroamerikanischen Science-Fiction-Schriftstellerin Octavia E. Butler. Die Trilogie erschien von 1987 bis 1989 in Einzelbänden und im Jahr 2000 gesammelt unter dem Titel *Lilith's Brood.* Die Autorin hält sich viel mit Beschreibungen auf, was an klassische Science-Fiction-Romane des Golden Age erinnert.

In der Kabbala wird Lilith als Adams erste Frau aufgeführt, die mit ihm ein Geschlecht von Dämonen hervorbrachte – das ist als Hintergrund für den Namen zu sehen, den Butler für ihre Heldin wählt.

Alexander Heimann
Lisi
Roman
EDITION ERPF

Alexander Heimann
Lisi (1980)
Edition Erpf (TB 178 S./sfr 11,80)
Kreuzlingen 1990, 2. Auflage
Genre: Drama

Heute morgen, kaum habe ich mir den letzten Rasierschaum aus meiner Montagsfratze gewischt, fängt das Theater schon an. Rosa, die in ihrem blaugeblümten Morgenrock, unter dem etwa zwanzig Zentimeter Nachthemd hervorschlampen, in der Küche herumgeistert, will wissen, ob ich an den Schampus gedacht habe, ob Schweizers nun kämen oder nicht, ob es nötig sei, daß unsere Kinder ausgerechnet an Silvester nicht zu Hause sein wollten, und endlich, ob ich gedächte, den neuen Anzug zu kaufen. Dabei will ich doch gar keinen neuen Anzug. Als diese verfluchten Kleider aufs Tapet kommen, brülle ich beinahe los, doch mit Rücksicht auf die heilige Zeit nehme ich mich zusammen, schlürfe lauwarmen Milchkaffee, ärgere mich über das obligate Fußbad im Untertellerchen, sage zu allem ja und

> amen, gebe Rosa einen dünnen Kuß, nehme Hut und Mantel und tauche in das triste Grau des neuen Tages. (S. 5)

Der namenlose Icherzähler ist fünfundvierzig Jahre alt und arbeitet als Prokurist bei einer Baugesellschaft. Die Silvesterfeiern, bei denen seine Frau Rose weißgottwen einlädt, sind ihm ein Graus, so dass er sich betrunken aus dem Staub macht, mit dem Auto einen Unfall baut, aber nach einem frostigen Schlaf wieder weiterfahren kann.

Er hält an einer Tankstelle und will wieder in sein Auto steigen.

> Widerwillig, eine Ahnung von Kaffeeduft in der Nase, kehre ich zum Auto zurück. Ich öffne die Wagentür, vorn im Audi sitzt eine Bohnenstange von Mädchen mit einer roten Mähne und raucht eine Zigarette. Mein Unterkiefer klappt hinunter, ich glotze unter dem Schild meiner Mütze hervor, so etwas ist mir noch nie passiert.
>
> Sie trägt abgewetzte, unten aufgerollte Blue Jeans, darüber einen Armyfarbigen Reportermantel, an den Füßen

halbhohe, hellbraune Stiefel mit flachen Absätzen.

„Hallo!“ sagt sie und strahlt mich an. Auf ihrer winzigen Nase tanzen Sommersprossen herum, der sumpfblaue Blick, den sie mir zuwirft, macht mir Herzklopfen.

„Guten Tag, was machen Sie denn hier?“ Meine Stimme klingt verklebt.

„Ich warte auf Sie, damit Sie endlich abfahren.“

„Ja, aber was ist mit Ihnen?“

„Ich fahre mit, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Mir verschlägt es die Sprache. (S. 24f)

Im Auto sitzt eine freche, exzentrische junge Frau, die den Erzähler partout mit „General“ anredet. Wider Willen verliebt sich der Erzähler in das Mädchen Lisi, und beide machen sich auf eine wilde, abenteuerliche Reise.

Lisi ist eine unterhaltsame Geschichte über den Ausbruch aus dem bleiernen Alltagsleben, vermischt mit Krimi-Elementen.

THE EXPANSE
JAMES S.A. COREY
CORINNA BECHKO • ALEJANDRO ARAGON • FRANCESCO SEGALA

Corinna Bechko (Story) & Alejandro Aragon (Zeichnungen) & Franceso Segala (Farben)
The Expanse. Nach den Büchern von James S. A. Corey
***(The Expanse*, 2021)**
Panini (PB 128 S./€ 18,00)
Stuttgart 2024
Aus dem Amerikanischen von Katrin Aust
Genre: Science-Fiction-Comic

> Ich wollte nur eine ruhige Nacht.
> Aber eine dieser Spuren muss mich weiterbringen. Augen aufs Ziel, Draper. Entdecken, infiltrieren, die Waffen von den Terroristen fernhalten. Ganz einfach. (S. 6)

Chrisjen Avasarala, die frühere Generalsekretärin der Vereinten Nationen, erhält von dem marsinanischen Ex-Marine Bobby Draper die Information, dass eine Geheimorganisation an einem unbekannten Ziel arbeitet. Draper infiltriert mit Einverständnis von Avasarala die Verschwörer, muss aber

zu seinem Entsetzen entdecken, dass hier eine unglaublich große Gefahr droht.

The Expanse ist ein interessanter Science-Fiction-Comic nach den Romanen von James S. A. Corey, einem gemeinsamen Pseudonym von Daniel James Abraham und Ty Corey Franck, beziehungsweise der enorm erfolgreichen Amazon-Streamingserie. Der Comic von Bechko und Aragon spielt zwischen der vierten und fünften Staffel.

Dagmar Falcke
Heino Falcke
KEKSKRÜMEL im All
Wie groß ist die Unendlichkeit?
Mit Illustrationen von Gareth Ryans
SAUERLÄNDER

Dagmar Falcke & Heino Falcke (Text) & Gareth Ryans (Illustrationen)
Kekskrümel im All. Wie groß ist die Unendlichkeit?
Sauerländer (HC 96 S./€ 16,00)
Frankfurt am Main 2024, 2. Auflage
Genre: Sachbuch für Kinder

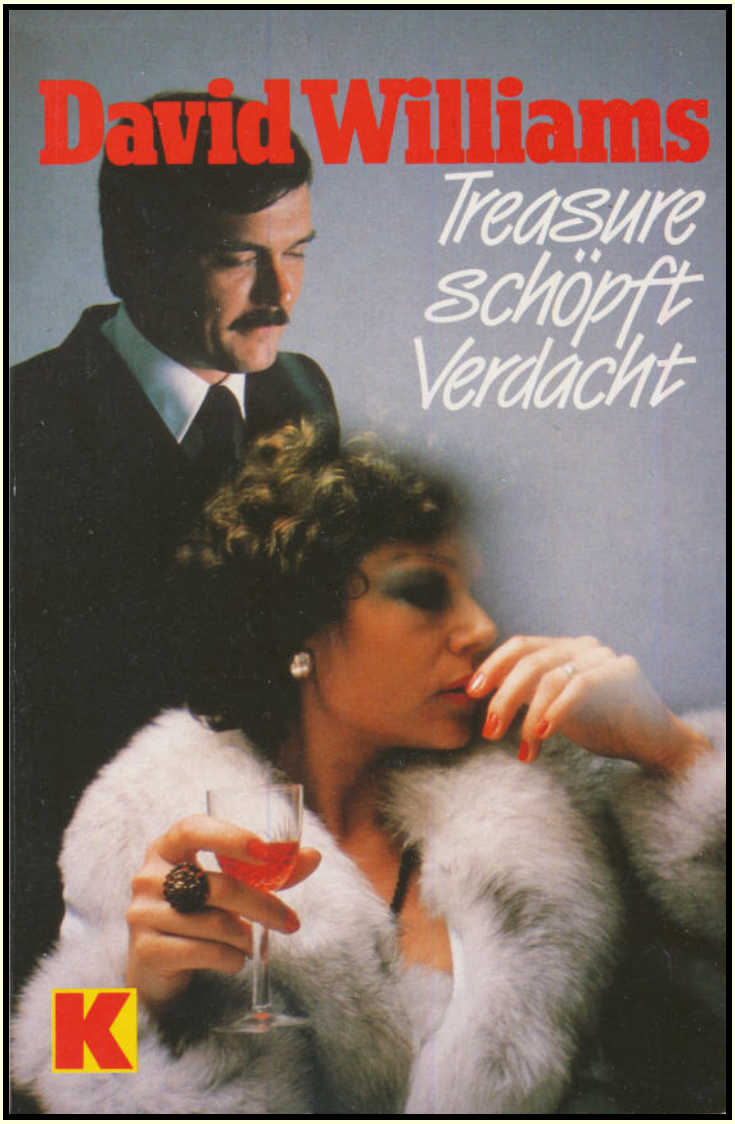
„Papa, wie groß ist eigentlich der Himmel? Ist es da schön? Kann man sich dort wiedersehen, oder ist der Himmel unendlich weit weg?“, stellt Jana ihre schlauen Abendfragen. Sie weiß ganz genau, dass ihr Papa dann ins Nachdenken kommt und noch ein bisschen länger an ihrem Bett sitzen bleibt.

„Puh, das sind wirklich schwere Fragen“, sagt er. „In welchem Himmel Karls Oma jetzt ist, das weiß ich nicht. Ich war da noch nicht, aber ich schaue mit Teleskopen in unseren Sternenhimmel. Dort gibt es den Mond, die Sonne und unsere Planeten, Sterne, Schwarze Löcher und Galaxien. Der Sternenhimmel ist unfassbar groß und wunderschön, das weiß ich auf jeden Fall!“ Janas Papa ist Weltraumforscher,

deshalb kennt er sich mit dem Sternenhimmel sehr gut aus. (S. 18)

Kekskrümel im All erklärt die Beschaffenheit der Welt für Kinder in sieben Kapiteln, geordnet nach den Wochentagen: Montag – der Mond; Dienstag – die Sonne; Mittwoch – die Planeten; Donnerstag – Babysterne und Sternenstaub; Freitag – die Milchestraße und das Schwarze Loch; Samstag – Galaxien und Sterne wie Sand am Meer; Sonntag – der Urknall.

Dagmar Falcke und Heine Falcke fassen ihre Erklärungen in Dialoge zwischen der kleinen Jana und ihrem Vater, um die Fakten in einer unterhaltsamen und ansprechenden Weise zu präsentieren. Die farbenfrohen Bilder von Gareth Ryans runden das lehrreiche Kinderbuch ab.


David Williams
Treasure schöpft Verdacht
K

*Williams, David: Treasure schöpft Verdacht

David Williams [Stuart David Williams, 1926–2003]
Mark Treasure 7: Treasure schöpft Verdacht
(Advertise for Treasure, 1984)
Ullstein 10 530 (TB 206 S./DM 8,80)
Frankfurt/M Berlin 1988
Aus dem Englischen von Malte Krutzsch
Genre: Krimi

„Also haben wir faktisch, wenn nicht de jure, die Firma in der Hand, und wir können jederzeit formell ein Wort mitreden, indem wir uns auf die Strafbestimmungen berufen, die durch informelle Absprachen mit säumigen Schuldnern keineswegs entkräftet werden.“ Ein Kopfschütteln begleitete das Lächeln in Helens Richtung.

„Aber wie Sie wissen, hat Howard J. Crabtree Incorporated, diese New Yorker Agentur, zwei Millionen Pfund für das ganze Unternehmen geboten, wenn

der Handel in zwei Wochen abgeschlossen werden kann."

Diesmal hörte Harry. „Ein Fantasiepreis für eine Firma mit kargem Anlagevermögen, sehr kurzer Pacht und einem Kapitalrückfluß über fünf Jahre, der kaum die geringfügigen Kosten für die Beschaffung dieses Kapitals deckt. Ob Howard J. Crabtree etwas weiß, was wir nicht wissen? Sie sind im Verwaltungsrat der Firma, Miss Wintly?" Das Lächeln wurde begleitet von einem fragenden Hochziehen der machiavellistischen Augenbrauen.

„RTB hat Chancen, Mr. Karilian. Im dritten Jahr gab es einen Rückschlag. Uneinbringliche Außenstände. Die gegenwärtigen Kunden sind stabil. Zumeist grundsolide Firmen. Sie können es aus der Liste ersehen. Die Agentur ist jetzt auf dem Weg zu gesundem Wachstum." (S. 16)

Die sechzig Mitarbeiter starke Londoner Werbeagentur RTB ist im Besitz von Roger Rorch, George Timms und Peter Bander. Die Handelsbank Grenwood & Phipps hält dank

eines Kredits einen weiteren Anteil, weshalb der Generaldirektor der Bank, Mark Treasure, seine junge Mitarbeiterin Helen Wintly in den Verwaltungsrat von RTB entsenden konnte.

Hier diskutieren gerade Treasure, Helen und Harry Karilian, der Chef für Neuemissionen der Bank, ein Übernahmeangebot der New Yorker Werbeagentur Howard J. Crabtree Incorporated an RTB. Crabtrees wichtigster Kunde, der Cola-Hersteller Dandy, will nämlich nach England exportieren; anstatt erst mühsam eine Dependance in London aufzubauen, will Crabtree kurzerhand eine dortige Agentur aufkaufen.

Einerseits wäre das Angebot der Amerikaner für die drei Eigner von RTB finanziell sehr verlockend, andererseits hofft Rorch, das Kreativgenie der Firma, mit einer neuen Werbekampagne die Kosmetikfirma Carter Cousins Ltd. als Kunden gewinnen zu können, was den Wert von RTB erheblich steigern würde. Allerdings ist Crabtree bereits einem Konkurrenten von Carter Cousins verpflichtet, so dass bei einer Übernahme das Geschäft mit der Kosmetikfirma platzen würde. Die Meinungen, ob man schon jetzt

oder erst in zehn Jahren, wenn RTB ein Vielfaches wert wäre, verkaufen solle, sind unter den Eignern daher geteilt; insbesondere Rorch meldet Bedenken an. Crabtree Senior hat jedoch vorgesorgt, indem er den gerissenen Makler Joe Ziebal engagiert hat, dem es tatsächlich gelungen ist, innerhalb kurzer Zeit einen Insider von RTB unter der Hand zu verpflichten.

Ziebal ist es wohl auch zu verdanken, dass das Übernahmeangebot in die Presse kommt, was das Geschäft mit Carter Cousins gefährdet. Umgekehrt meldet OPD-Lebensmittel, ein weiterer großer Kunde von RTB, Bedenken gegen die Übernahme an, denn Bander muss regelmäßig deren Marketingleiter Victor Grimalt, seinen Schwager, mit Wissen der anderen Eigner bestechen, um die Aufträge halten zu können. Grimalt befürchtet nun, dass im Fall einer Übernahme die geschönten Rechnungen aufgedeckt werden könnten.

Als weitere Komplikation kommt hinzu, dass Crabtree Senior nicht nur eine Londoner Niederlassung, sondern auch einen Nachfolger als Geschäftsführer sucht, da er weder seinem zwecks Verhandlungen nach

London entsandten gleichnamigen, gehemmten Junior noch dem mitreisenden, sich stark überschätzenden Direktor Lee Jackson viel zutraut. Offenbar spekuliert der Senior, mit der Übernahme von RTB auch Rorch als neuen Geschäftsführer der Gesamtfirma zu gewinnen.

Während all diese widerstrebenden Interessen gegeneinander abgewogen werden müssen, macht Mrs. Nibb, die Haushälterin von Rorch, eine grausige Entdeckung.

> Als sie jetzt zur Treppe schaute, konnte sie den Staub auf dem Stahlgeländer am oberen Absatz sehen. Sogar von weitem erkannte man, das da nur flüchtig geputzt worden war: einfach empörend. Sie lief hin, um etwas dagegen zu tun und kramte in ihrer Einkaufstasche nach einem behelfsmäßigen Staubtuch. Mr. Rorch sollte sich beschweren. Wahrscheinlich ging das bis untenhin so weiter. Und es war hell genug, daß man es von den Fenstern an jedem Treppenabsatz würde sehen können. Sie blickte in den tiefen Schacht hinunter.
>
> „O mein Gott!“ keuchte sie. (S. 118)

Ganz unten im Feuertreppenschacht seines eigenen Hauses liegt Roger Rorch, mausetot.

Der Coroner befindet auf Selbstmord. Einen Unfall schließt er angesichts der Höhe des Geländers aus, obwohl Rorch zum Zeitpunkt seines Todes nicht nur unter dem Einfluss von Alkohol, sondern auch unter dem von Marihuana stand.

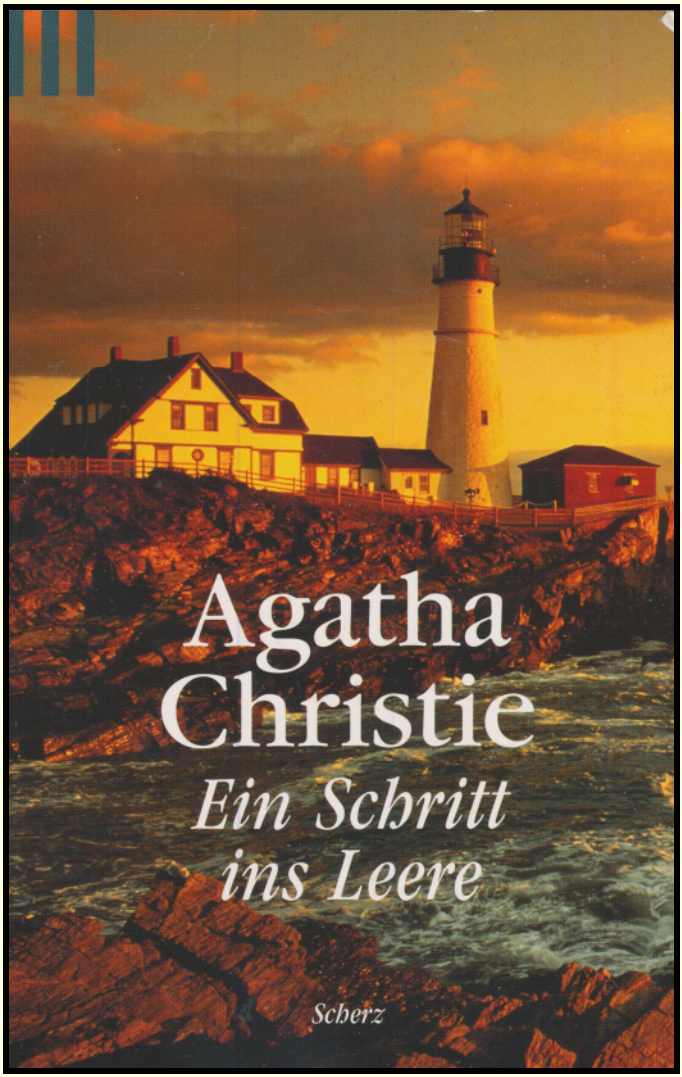
Treasure allerdings bekommt dank einer Andeutung von Joe Ziebal, Rorch wäre alles andere als depressiv gewesen, Zweifel an der offiziellen Erklärung. Es gibt eine ganze Reihe von Leute, die von Rorchs Tod profitieren: Die Einen erben ganz direkt; die Anderen steigen auf der Karriereleiter auf; die Dritten sind einen Bremser bei den Übernahmeverhandlungen los. Und dann hatte Rorch auch noch etliche Affären, so dass sowohl frustrierte Geliebte als auch eifersüchtige Ehemänner dem sich über das Geländer des Schachts zu beugen pflegenden Rorch mit einem kleinen Stoß zu einem Flug in die Tiefe verholfen haben könnten.

Bei *Treasure schöpft Verdacht* ist David Williams ganz in seinem Element, denn er war Leiter von „David Williams and Ket-

chum“, einer der größten Werbeagenturen Londons. Erst nach einem Schlaganfall im Jahr 1977 musste er seinen eigentlichen Beruf aufgeben und verlegte sich ganz auf das Schreiben von Krimis.

Das Hauptaugenmerk des vorliegenden Romans gilt, wie schon die Inhaltsangabe zeigt, weniger dem Mord als vielmehr den vertrackten Verhandlungen um die Übernahme einer Werbeagentur. Wenn man es nicht selbst gelesen hätte, würde man nicht glauben, wie unglaublich spannend und mitreißend der Autor diese Vorgänge zu gestalten weiß: Erstens präsentiert er die Fakten nicht in einem Stück, sondern peu à peu, so dass der Leser mitdenken kann; zweitens flicht er die Informationen sehr geschickt in lebendige Dialoge ein; drittens insinuiert er von Anfang an, dass bei solchen Verhandlungen Jeder Jeden über den Tisch zu ziehen versucht, so dass äußerste Vorsicht und genaueste Prüfungen geboten sind; viertens stellt uns Williams authentische, interessante Figuren vor; und fünftens pflegt er einen eleganten, wunderbar zu lesenden Stil.

Das heißt aber nicht, dass nicht auch die Aufklärung des Todesfalls ihren eigenen Reiz hätte, insbesondere, da sich mit Rorchs Ableben die Voraussetzungen für die Übernahme gravierend ändern.


Agatha
Christie
Ein Schritt
ins Leere
Scherz

*Christie, Agatha: Ein Schritt ins Leere

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]
Ein Schritt ins Leere
***(Why Didn't They Ask Evans*, 1934)**
Scherz 51 848 (TB 222 S./€ 7,90)
Bern München Wien 2002
Aus dem Englischen von Otto Albrecht van Bebber
Genre: Krimi

Plötzlich stockte Bobbys Fuß.

„Doktor, kommen Sie mal…! Was halten Sie von dem da unten?"

Etwa 13 Meter tief lag ein dunkles Bündel, das an alte, fortgeworfene Kleidungsstücke gemahnte.

Dr. Thomas hielt den Atem an.

„Bei Gott, da ist jemand abgestürzt! Wir müssen zu ihm hinunter."

Seite an Seite kletterten die beiden Männer den Felsen hinab, wobei der behändere und kräftigere Bobby dem anderen half. Schließlich langten sie bei dem unheilvollen dunklen Bündel an. Es

war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, bewusstlos, aber noch atmend. (S. 7f)

Suddenly Bobby stiffened and called to his companion.

„I say, doctor, come here. What do you make of that?"

Some forty feet below was a dark heap of something that looked like old clothes.

The doctor caught his breath.

„By Jove," he said. „Somebody's fallen over the cliff. We must get down to him."

Side by side the two men scrambled down the rock, the more athletic Bobby helping the other. At last they reached the ominous dark bundle. It was a man of about forty, and he was still breathing, though unconscious.

Eine steile Schlucht mitten auf einem Golfplatz in Mrachbolt, Wales, erschwert nicht nur das Spiel, sondern kann auch einem ahnungslosen Fußgänger zum Verhängnis werden, insbesondere bei aufkommendem

Nebel. So geschieht es, dass der arbeitslose Pfarrerssohn Bobby Jones und sein Mitspieler Dr. Thomas einen gerade noch am Leben hängenden Körper in dieser Schlucht entdecken.

Der Arzt ist sich sicher, dass das Rückgrat des Opfers gebrochen ist und es nur noch kurze Zeit zu leben hat; trotzdem eilt er fort, um Hilfe zu holen, während Bobby bei dem Sterbenden zurückbleibt.

Der Schwerverletzte schlägt ein letztes Mal die Augen auf.

> Rasch stand Bobby auf und näherte sich dem Mann. Bevor er ihn erreichte, sprach der andere mit deutlicher, wohllautender Stimme.
>
> „Warum haben sie nicht Evans geholt?“, sagte er.
>
> Danach lief ein sonderbares Beben durch seinen ganzen Körper, die Lider schlössen sich, der Unterkiefer sank herab … Der Mann war tot. (S. 9f)

> Bobby got up quickly and came towards the man. Before he got there, the other spoke. His voice was not weak—it

came out clear and resonant.“Why didn’t they ask Evans?” he said.

And then a queer little shudder passed over him, the eyelids dropped, the jaw fell …

Mit letztem Atem bringt der Mann die Frage hervor, warum man nicht Evans geholt habe, bevor er sein Leben aushaucht.

Der Tote hat ein Foto bei sich, auf dem Bobby eine ausnehmend schöne junge Frau erkennt. Ein Fremder namens Roger Bassington-ffrench kommt hinzu und bietet sich an, Bobby, der von seinem Vater fürs Orgelspiel dringend erwartet wird, abzulösen.

Aufgrund des Fotos, das der Tote bei sich trug, wird er als Alex Pritchard identifiziert, der erst kürzlich aus Siam zurückgekehrt ist. Seine Schwester erscheint mit ihrem Gemahl, Mr. Leo Cayman, um den Bruder zu identifizieren.

Bobby hat endlich eine Arbeit gefunden: Sein bester Kumpel, der leicht stotternde und von einer Insolvenz zur nächsten eilende Badger Beadon hat eine wenig aus-

sichtsreichen Autowerkstätte mit Verkauf und Verleih aufgemacht.

Zufällig trifft Bobby eine alte Freundin aus Kindertagen wieder, Lady Frances Derwent, die ihn sogleich zu einer Veranstaltung einlädt.

„Wann kommst du denn nach London?“

„Am Montag.“

„Dann können wir uns ja dort wiedersehen.“

„Ach… das hat keinen Zweck.“

„Was heißt das: keinen Zweck?“

„Ich meine… ich werde die meiste Zeit als Mechaniker arbeiten…“

„Und? Hindert dich das, eine Einladung zu einer Cocktailgesellschaft anzunehmen und dir einen Schwips anzutrinken wie irgendein anderer meiner Freunde?“

Doch Bobby Jones schüttelte bloß den Kopf.

„Wenn du willst, lasse ich auch Bier und Würstchen servieren“, meinte Frankie aufmunternd.

„Versteh doch, Frankie. es hat keinen Zweck! Ich gehöre nicht in deine Kreise.“

„Ich versichere dir, dass meine Kreise sehr gemischt sind!“

„Tu nicht so, als ob du nicht begreifen würdest.“ (S. 38)

„By the way,” she remarked. „We might do something together in London. You’ll be up soon?”

„On Monday. But—well—it’s no good, is it?”

„What do you mean—no good?”

„Well, I mean I shall be working as a mechanic most of the time. I mean—”

„Even then,” said Frankie, „I suppose you’re just as capable of coming to a cocktail party and getting tight as any other of my friends.”

Bobby merely shook his head.

„I’ll give a beer and sausage party if you prefer it,” said Frankie encouragingly.

„Oh, look here, Frankie, what’s the good? I mean, you can’t mix your

crowds. Your crowd's a different crowd from mine."

„I assure you," said Frankie, „that my crowd is a very mixed one."

„You're pretending not to understand."

Offenbar hat Frankie Sympathien für Bobby. Dieser würde sich nur zu gerne mit ihr einlassen, doch er weiß, dass der gesellschaftliche Abgrund zwischen einem Automechaniker und einer Lady zu groß ist, um überwunden werden zu können.

Doch die Beiden sehen sich früher als erwartet wieder, nämlich im Krankenhaus. Ein Unbekannter hat Bobbys Bier mit einer tödlichen Dosis Morphium vergiftet, was dieser nur durch glückliche Umstände lebend überstanden hat.

Nun kommen ihnen Zweifel an der Todesursache dieses Alex Pritchard: Hat ihn am Ende jemand in den Abgrund gestoßen und versucht nun, einen unbequemen Zeugen zu beseitigen? Völlig unerklärlich ist auch, dass sich das Foto, das der Tote bei sich trug, bei der Leichenschau verändert hat und nun eine gänzlich andere Frau

zeigt. Sollte dieser scheinbar so hilfsbereite Roger Bassington-ffrench das Bild ausgetauscht haben, und wenn ja, warum? Hat der Satz, den der Sterbende gehaucht hat, vielleicht eine tiefere Bedeutung? Gibt es etwa gar eine Verschwörung, in die auch die Caymans verstrickt sind? Frankie ist sich da ganz sicher, auch wenn Bobby noch zweifelt.

„Dann sind die Caymans mit im Komplott?“

„Selbstverständlich.“

„Ja“, grübelte Bobby Jones. „Wenn deine Theorie richtig ist, müssen sie zwangsläufig dazugehören. Dann hätte sich alles folgendermaßen abgespielt: Der Tote X wurde vom Klippenrand gestoßen, vermutlich durch Bff. Verzeih die Initialen, Frankie! Aus irgendeinem Grund ist es wichtig, dass X nicht korrekt identifiziert wird; daher steckt man das Bild von Mrs. C. in seine Tasche und entwendet das Bild der schönen Unbekannten. Wer sie wohl sein mag, Frankie?“

„Bleib gefälligst bei der Sache!“

„Mrs. C. wartet auf das Auftauchen der Fotografie, um hierauf als gramgebeugte Schwester anzutanzen und X als ihren erst kürzlich von fremden Gestaden heimgekehrten Bruder zu identifizieren."

„Du glaubst doch nicht etwa, dass er ihr Bruder gewesen ist?"

„Fällt mir gar nicht ein. Weißt du, das hat mich schon die ganze Zeit befremdet. Die Caymans haben so gar nichts mit dem Toten gemeinsam."

„Und dann, gerade als nach Ansicht der Caymans alles wie am Schnürchen läuft, platzt du herein und schmeißt alles über den Haufen", grinste Lady Frances vergnügt.

„Warum haben sie nicht Evans geholt…?" Nachdenklich sprach Bobby den Satz vor sich hin. „Frankie, nimm mir 's nicht übel – aber es bleibt zappenduster!" (S. 51f)

Roger Bassington-ffrench wohnt gerade auf dem feudalen Landsitz seines Bruders Henry und dessen Frau Sylvia. Daher fassen Frankie & Bobby einen gewagten Plan:

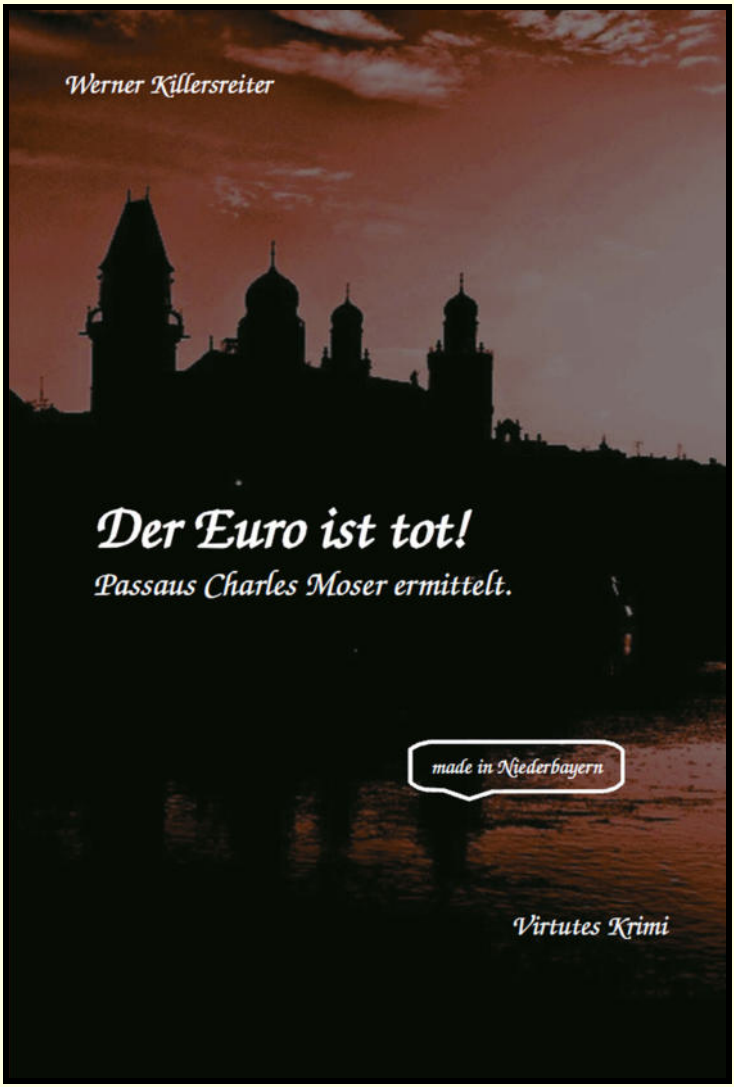
Frankie soll mit einem schrottreifen Automobil aus Badgers Werkstatt einen Unfall an der Mauer des Anwesens der Bassington-ffrenchs vortäuschen; Bobby soll sich mit Hilfe eines schnellgewachsenen Schnurrbarts unkenntlich machen und Frankies Chauffeur mimen; ein befreundeter Arzt soll schließlich bei Frankie eine Gehirnerschütterung attestieren und so die Bassington-ffrenchs nötigen, sie bei sich für ein paar Tage aufzunehmen, was Frankie Gelegenheit gibt, die Familie und deren Umstände auszuforschen.

Ein Schritt ins Leere ist ein unglaublich munterer Krimi, der den Leser wie magisch von einer Seite zur nächsten weiterzieht. Das verdankt das Werk vor allem Agatha Christies Stil, der für einen Krimi mit einem ernsten Thema – immerhin handelt es sich um einen vermuteten Mord – geradezu fröhlich zu nennen ist.

Einen besonderen Beitrag zum Erfolg des Romans leisten die beiden Hauptfiguren: Bobby ist zwar durchaus intelligent, aber für sein Alter noch ziemlich naiv; Lady Frances dagegen ist gewitzt und mutig, eine wahre junge Heldin. Natürlich sind die

Beiden ineinander verliebt: Während Bobby jedoch seine Gefühle wegen des Standesunterschieds unterdrückt, versucht Frankie, ihm diese zu entlocken und zugleich selbst ganz unbeteiligt zu erscheinen. Sie treibt ein raffiniertes Spielchen mit dem armen jungen Mann, was sie aber nicht hindert, selbst der Eifersucht zu erliegen, als sich Bobby allzu schwärmerisch über die schöne junge Frau auf dem Foto äußert.

Aber alle Klugheit nutzt dem Duo nichts, denn am Ende stellt sich heraus, dass sie nahezu alle anderen Beteiligten falsch eingeschätzt haben. Nur durch reines Glück kommen sie mit dem Leben davon, lösen den Fall und finden endlich zueinander.


Werner Killersreiter
Der Euro ist tot!
Passaus Charles Moser ermittelt.
made in Niederbayern
Virtutes Krimi

Werner Killesreiter

Der Euro ist tot! Passaus Charles Moser ermittelt

Virtutes (PB 232 S./€ 12,95)
Passau 2016
Genre: Krimi

Halt! letzt hätte er beinahe den großen Eimer am Kassenhäuschen der Dreiflüsse-Rundfahrten übersehen. Einen seiner Topbringer. Drecksnebel! Die Doppel-Scheinwerfer eines Autos blitzen auf und beinahe hätte ihn der Vollidiot über den Haufen gefahren. Als er sich wieder aufrappelte, sah er nur mehr die Umrisse einer großen, schwarzen Limousine. Oder war sie blau? Keine Ahnung! Was kümmert es mich! Wenigstens ist Einiges drin im Kübel. Der brachte ihm bestimmt drei Euro Pfand ein. Er hatte immer einige zerknüllte Plastiktüten dabei und förderte tatsächlich sechs PET und eine Reihe Warsteiner zu Tage. Mist, an der Flasche hing der vergammelte Rest eines Big-Mac. Er drehte sich um, um an der Kaimauer, das labbrige Zeug loszuwerden. „Mist, Mist, Mega-

> Mist!“ entfuhr es ihm in nicht unerheblicher Lautstärke. Was da kopfüber an der Mauer hing, lies die Sache mit dem Big Mac eher unerheblich erscheinen. Der Typ war bestimmt 1,90 m groß und wahrlich kein Handtuch. Gut und teuer gekleidet. Boss-Mantel und feines Schuhwerk. Einer der ganz oben steht. Früher bestimmt, jetzt nicht mehr. Nun war er unten, ganz unten. Der Typ war nämlich tot! Mausetot! Am Hinterkopf klebte Blut. Es war getrocknet. Unter dem Blut war ein Loch. Er hätte in seiner Penner-Bude bleiben sollen! Er bückte sich nach vorne, um sich zu vergewissern, ob der Typ auch gewiss kein bisschen mehr lebte und erschrak, als ihm ein wohlbekanntes Gesicht entgegenblickte. Das ist doch der … (S. 11)

Der ehemalige Investmentbanker und jetzige Clochard „Broker“ findet beim frühmorgendlichen Flaschensammeln an der Donaupromenade in Passau eine männliche Leiche, die er zweifelsfrei als Josef Zenkl, den Chef des hiesigen Hochbauamtes, sei-

ner Freizügigkeit mit fremden Geld halber „Euro“ genannt, identifiziert.

Das ist ein Fall für Kriminalhauptkommissar Karl Moser, der seiner abstehenden Ohren wegen den Spitznamen „Charles“ trägt.

Der Euro ist tot! ist sozusagen der Regionalkrimi der Regionalkrimis, denn nicht nur die Stadt Passau bildet von Inn bis Ilz den Schauplatz, nein, auch zahlreiche Prominente der Dreiflüssestadt werden mit leicht veränderten Namen vorgeführt. Als Beispiel sei „Tiziana von Dieken, NPB-Erbin“ genannt, deren Vorbild Simone Tucci-Dieckmann ist, die Erbin und Leiterin des „Passauer Neue Presse“ Medienimperiums. Nur Hotelier, Unternehmer und Bus-Weltreisen-Veranstalter Georg Höltl darf mit wirklichem Namen auftreten.

DONNA
TARTT
Die
geheime
Geschichte
ROMAN
GOLDMANN

*Tartt, Donna: Geheime Geschichte

Donna Tartt [Donna Louise Tartt, 1963–]
Die geheime Geschichte
(The Secret History, 1992)
Goldmann 43 510 (TB 574 S./DM 20,00)
München 1993
Aus dem Amerikanischen von Rainer Schmidt
Genre: Kriminaldrama

Der Schnee in den Bergen schmolz schon, und Bunny war seit ein paar Wochen tot, ehe uns der Ernst unserer Lage allmählich dämmerte. Er war zehn Tage tot gewesen, als sie ihn gefunden hatten, wissen Sie. Es war eine der größten Suchaktionen nach einem Vermißten in der Geschichte Vermonts – Staatspolizei, FBI, sogar ein Hubschrauber der Army; das College geschlossen, die Färberei in Hampden dichtgemacht; Leute, die aus New Hampshire, aus dem Staat New York, sogar noch aus Boston herbeikamen.

Es ist schwer zu glauben, daß Henrys bescheidener Plan diesen unvorherge-

sehenen Ereignissen zum Trotz so gut funktionierte. Wir hatten nicht die Absicht gehabt, die Leiche an einem unauffindbaren Ort zu verstecken. Genau genommen hatten wir sie überhaupt nicht versteckt, sondern einfach liegengelassen, wo sie hingefallen war, in der Hoffnung darauf, daß irgendein Passant das Pech haben würde, über sie zu stolpern, ehe irgend jemand überhaupt gemerkt hatte, daß Bunny verschwunden war. Es war eine Geschichte, die sich selbst erzählte, einfach und gut: die losen Steine, der Leichnam am Grunde der Schlucht mit gebrochenem Hals, die schlammigen Rutschspuren von auf dem Weg nach unten in den Boden gestemmten Fersen – ein Wanderunfall, nicht mehr, nicht weniger, und dabei hätte man es belassen können, bei ein paar stillen Tränen und einer kleinen Beerdigung, wäre da nicht der Schnee gewesen, der in dieser Nacht fiel; der deckte ihn spurlos zu, und zehn Tage später, als es schließlich taute, da sahen die Staatspolizisten und das FBI und die Suchmannschaften aus der Stadt, daß

sie allesamt über der Leiche hin und her gelaufen waren, bis der Schnee darüber wie Eis zusammengepreßt worden war. (S. 9)

Snow in the mountains was melting and Bunny had been dead for several weeks before we came to understand the gravity of our situation. He'd been dead for ten days before they found him, you know. It was one of the biggest manhunts in Vermont history—state troopers, the FBI, even an army helicopter; the college closed, the dye factory in Hampden shut down, people coming from New Hampshire, upstate New York, as far away as Boston.

It is difficult to believe that Henry's modest plan could have worked so well despite these unforeseen events. We hadn't intended to hide the body where it couldn't be found. In fact, we hadn't hidden it at all but had simply left it where it fell in hopes that some luckless passer-by would stumble over it before anyone even noticed he was missing. This was a tale that told itself simply

> and well: the loose rocks, the body at the bottom of the ravine with a clean break in the neck, and the muddy skid-marks of dug-in heels pointing the way down; a hiking accident, no more, no less, and it might have been left at that, at quiet tears and a small funeral, had it not been for the snow that fell that night; it covered him without a trace, and ten days later, when the thaw finally came, the state troopers and the FBI and the searchers from the town all saw that they had been walking back and forth over his body until the snow above it was packed down like ice.

Der aus einfachen Kreisen stammende Icherzähler Richard Papen schreibt sich ein am Hampden College, Vermont, New England. Zwei Jahre lang hat er schon Altgriechisch gelernt und würde für sein Leben gern hier bei Professor Julian Morrow studieren. Aber dieser geniale Dozent ist zugleich ein sehr eigenwilliger Mensch, der am Universitätsleben nicht teilnimmt, grundsätzlich nur fünf Studenten annimmt, diese aber ganz und gar für sich verein-

nahmt – die Situation erinnert an Stefan George (1868–1933) und seinen verschworenen Kreis von Jüngern.

Bunny Corcoran, Henry Winter, Francis Abernathy sowie die Zwillinge Charles und Camilla Macauley machen Morrows Fünf bereits komplett. Doch Richard gelingt es auf eine Weise, die er selbst nicht ganz begreift, Morrow für sich einzunehmen und darf als sechster Student in seinen erlesenen Zirkel eintreten. Doch sechs sind einer zuviel, und so kommt es zu Mord und Totschlag.

Die geheime Geschichte führt uns ein in die Kreise der amerikanischen jungen geistigen Elite der achtziger Jahre: Um als Student in den angesagten Kreisen etwas zu gelten, muss man nicht nur hochbegabt, sondern auch hervorragend gebildet sein. Zudem ist noch verlangt, dass man eine herablassende Arroganz gegenüber allen nicht mit diesen Eigenschaften Gesegneten an den Tag legt. Die amerikanischen Universitäten pflegen diese Einstellung zu fördern, weil sie die Studenten zu größten Leistungen anspornt.

Was Richard betrifft, so mangelt es ihm anfangs zwar noch an Überheblichkeit, aber er macht das durch seine Klugheit und vor allem seine ausgezeichneten Kenntnisse in Altgriechisch wieder wett.

Dass die nicht zu dieser Elite Gehörigen, die „deplorables“, wie sich Hillary Clinton auszudrücken pflegte, eines Tages gegen die herablassende Behandlung rebellieren würden, war abzusehen. Infolgedessen wird der Wert eines amerikanischen Studenten heute nicht mehr an seiner Intelligenz und seinem Wissen, sondern nur noch an seiner Haltung gemessen. Dadurch wird der Aufstieg in die Elite sehr erleichtert, denn Haltung kann man ohne besondere Mühe erlernen und einüben.

Allerdings hat das neue Ranking auch einen Nachteil: Früher haben die Privilegierten bestenfalls mit Mitleid und schlimmstenfalls mit Verachtung auf die Zurückgebliebenen herabgeschaut. Heute dagegen werden Studenten, die nicht die korrekte Haltung zeigen, mit Hass verfolgt, ja, es wird sogar versucht, und dies oft mit Erfolg, nicht nur ihren Ruf, sondern ihre gesamte berufliche Karriere zu zerstören.

Andererseits, das muss man zugeben, ist es nicht schwer, sich der vorgegebenen Linie anzupassen und die richtige Haltung zu zeigen, wenn man nicht geradezu selbstzerstörerisch aufrichtig sein will.

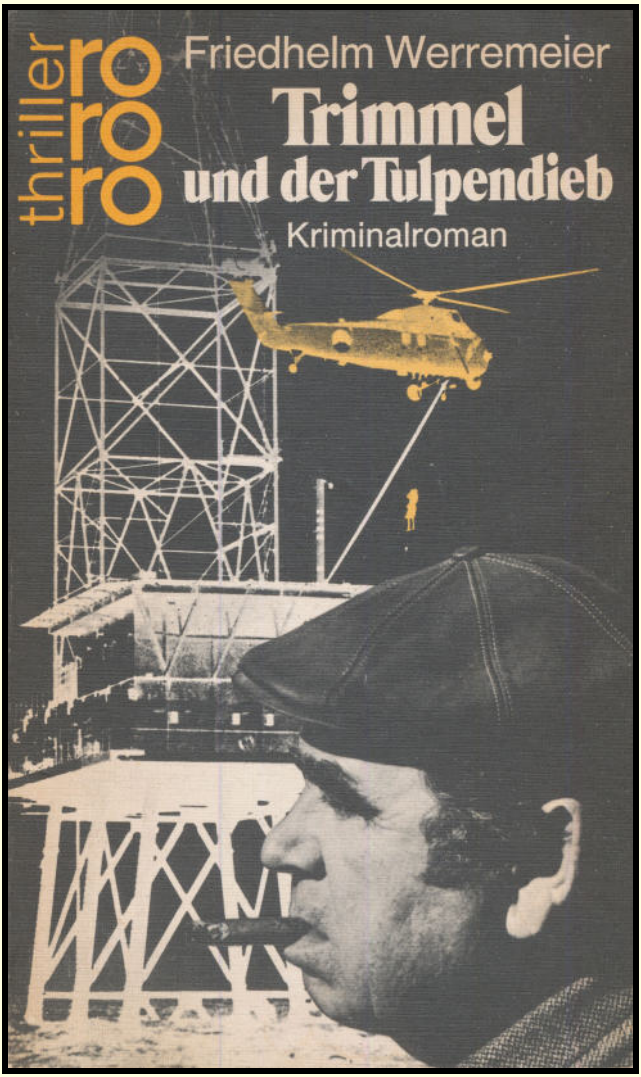
Doch zurück zum Roman: *Die geheime Geschichte* ist eine vorzügliche und auch ein wenig erschreckende Analyse der Atmosphäre an einem amerikanischen College in den achtziger Jahren. Donna Tartt berichtet vermutlich aus eigener Erfahrung, denn sie besuchte zur selben Zeit wie ihre Romanfiguren eine Universität und glänzte dort mit ihren Leistungen.

> In 1981, Tartt enrolled in the University of Mississippi, where she pledged for the Kappa Kappa Gamma sorority and wrote short stories for The Daily Mississippian. An editor at the paper gave one of her stories to prominent writer Willie Morris, who found Tartt at the Holiday Inn bar one evening and declared her „a genius." Following a recommendation from Morris, Barry Hannah, then an Ole Miss writer-in-residence, admitted the eighteen-year-

> old Tartt into his graduate course on the short story. Hannah referred to her as „deeply literary“, and „a literary star.“
>
> In 1982, following the suggestion of Morris and others, she transferred to Bennington College. At Bennington, Tartt studied classics with Claude Fredericks, and also met Bret Easton Ellis, Jonathan Lethem, and Jill Eisenstadt. Tartt graduated in 1986 with a degree in philosophy. (Wikipedia)

Die Zeit in Bennington soll laut Wikipedia als Vorbild für *Die geheime Geschichte* gedient haben.

So interessant der Roman auch ist, weist er doch gravierende Schwächen auf: Erstens wirkt der Mord an Bunny aufgesetzt, denn Donny Tartt verlässt damit den realistischen Rahmen, den sie sich anfangs gesetzt hat. Und zweitens ist das Werk viel zu umfangreich und ermüdet den Leser auf Dauer über Gebühr.


thriller
ro
roo
roo
Friedhelm Werremeier
Trimmel
und der Tulpendieb
Kriminalroman

Friedhelm Werremeier [1930–2019]
Trimmel 9: Trimmel und der Tulpendieb
rororo 42 322 (TB 124 S./DM 3,80)
Reinbek bei Hamburg 1974
Genre: Krimi

> Man tut sich schwer auf der Flucht, mit über einer Million Mark im Gepäck. Alles – oder fast alles – läßt sich berechnen. Aber welcher Gangster, der auf sich hält, kommt auf die Idee, daß ausgerechnet heute, am Tag der Flucht, in Niedersachsen die Schulferien beginnen?
>
> Mindestens drei- bis vierhundert Meter lang ist die Autoschlange am Grenzübergang zwischen Nordhorn und Denekamp in Richtung Holland. Lauter friedliche Bürger, allenfalls streitsüchtige Kinder. Mitten dazwischen der schäbige Opel mit Piet van Heurek und Helmut Rostock. (S. 9)

Der Holländer Piet van Heurek und der Deutsche Helmut Rostock haben in Hamburg einen Geldtransport überfallen und eine Million Mark erbeutet, wobei es einen

schwerverletzten Angestellten der Sicherheitsfirma gab. Van Heurek und Rostock sind mit dem Auto auf der Flucht nach Holland; ihr Mittäter Erich Reismann ist bereits verhaftet, was die Beiden noch nicht wissen, aber befürchten.

Kurz vor der Grenze trennen sich van Heurek und Rostock. Sie wollen sich wieder treffen auf dem Meer, und zwar auf der künstlichen Insel REM-eiland der Firma „Reklame Exploitatie Maatschappij“.

REM-eiland wurde 1964 außerhalb der holländischen Hoheitsgewässer errichtet, um von dort ohne Erwerbung von Rechten Radio- und Fernsehprogramme ausstrahlen zu können. Die holländische Justiz fand allerdings einen Kniff, REM stillzulegen: Da die Insel nicht schwamm, sondern auf dem Festlandsockel stand, machte man eine erweiterte Staatsgrenze geltend und stellte noch im gleichen Jahr den Betrieb ein. Die Insel wurde verkauft, demontiert und in Amsterdam wieder aufgebaut, wo sie heute als Restaurant dient.

Van Heurek hat sich den exotischen Treffpunkt ausgesucht, weil er sich dort einerseits von einem Hubschrauber abholen

lassen kann, und weil er dort andererseits seinen Kumpan problemlos ermorden und sich dessen Anteil aneignen kann. Dieser Plan geht jedoch gründlich schief, nicht zuletzt wegen überraschender Besucher. Außerdem hat Hauptkommissar Paul Trimmel von dem geständigen Reismann den Begriff REM gehört, und nach längerem Raten kommen sie auf die Radioinsel, die sich allerdings als harte Nuss erweist.

Trimmel und der Tulpendieb ist ein unterhaltsamer Krimi, der vom Norddeutschen Rundfunk 1976 als Tatort Nummer 67 auf dem realen REM-eiland verfilmt wurde. Den Titel hat der Roman von der Tatsache, dass van Heurek als Tulpendieb vorbestraft ist.

Agatha Christie
Lauter reizende alte Damen
Sie stricken, klatschen, trinken Tee – wie alle alten Ladys. Doch eine von ihnen hat ein besonderes Hobby: sie mordet gern . . .

*Christie, Agatha: Lauter reizende alte Damen

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]
Tuppence & Tommy 3: Lauter reizende alte Damen
(By the Pricking of My Thumbs, 1968)
Scherz 50 378 (TB 174 S./DM 4,90)
Bern München Wien 1979, 8. Auflage
Aus dem Englischen von Edda Janus
Genre: Krimi

Leider gibt es heutzutage in fast jeder Familie ein Problem, das man „Tante Ada“ nennen könnte. Die Namen unterscheiden sich, und statt Tanten könnten es Großmütter, ältere Kusinen oder Großtanten sein. Aber es gibt sie, und man muß sich mit ihnen befassen. Man muß nach einem geeigneten Heim suchen und es besichtigen. Man muß Empfehlungen von Ärzten einholen oder von Freunden, die eigene „Tanten Adas“ haben, die „zufrieden und glücklich bis zu ihrem Tode“ in „Haus Frie-

den“ oder im „Wiesenheim“ gelebt haben.

Vorbei sind die Zeiten, in denen Tante Elizabeth und Tante Ada und alle anderen im eigenen Haus lebten und von treuen, manchmal tyrannischen alten Dienstboten betreut wurden. Die Tanten Adas von heute müssen versorgt werden, weil sie wegen Arthritis oder Rheuma möglicherweise die Treppe hinunterfallen könnten, wenn sie allein im Haus sind, weil sie an chronischer Bronchitis leiden, weil sie mit den Nachbarn Streit anfangen oder die Geschäftsleute beleidigen. (S. 6f)

It is regrettably true that in these days there is in nearly every family, the problem of what might be called an „Aunt Ada.” The names are different—Aunt Amelia, Aunt Susan, Aunt Cathy, Aunt Joan. They are varied by grandmothers, aged cousins and even great-aunts. But they exist and present a problem in life which has to be dealt with. Arrangements have to be made. Suitable establishments for looking after the elderly

have to be inspected and full questions asked about them. Recommendations are sought from doctors, from friends, who have Aunt Adas of their own who had been „perfectly happy until she had died" at „The Laurels, Bexhill," or „Happy Meadows at Scarborough."

The days are past when Aunt Elisabeth, Aunt Ada and the rest of them lived on happily in the homes where they had lived for many years previously, looked after by devoted if sometimes somewhat tyrannical old servants. Both sides were thoroughly satisfied with the arrangement. Or there were the innumerable poor relations, indigent nieces, semi-idiotic spinster cousins, all yearning for a good home with three good meals a day and a nice bedroom. Supply and demand complemented each other and all was well. Nowadays, things are different.

For the Aunt Adas of today arrangements have to be made suitable, not merely to an elderly lady who, owing to arthritis or other rheumatic difficulties, is liable to fall downstairs if she is left

alone in a house, or who suffers from chronic bronchitis, or who quarrels with her neighbours and insults the tradespeople.

Ada Fanshawe, die dreiundachtzigjährige Großtante von Tommy Beresford, hatte schon in jungen Jahren Haare auf den Zähnen. Jetzt im Alter, leicht dement geworden, spuckt sie nicht nur Gift und Galle, sondern bringt zeitweise auch Personen und Ereignisse völlig durcheinander. Tommy und seine brave Gattin Prudence, genannt Tuppence, beide selbst schon über sechzig, besuchen Ada aber dennoch pflichtgemäß im Altersheim „Sonnenhügel“, das entgegen seinem Namen weder auf einem Hügel liegt oder sonnig ist, aber immerhin in einem schönen alten viktorianischen Haus untergebracht ist.

„Tante Ada kann man nicht mögen“, stellte Tuppence fest. „Ich glaube nicht, daß irgend jemand sie je gemocht hat.“

„Ach, ich komme einfach nicht gegen das Mitleid an, das ich mit alten Leuten habe.“

„Ich schon“, sagte Tuppence. „Ich meine, wenn jemand nett ist, tut es mir leid, wenn er alt und krank wird. Aber wenn du schon mit zwanzig biestig bist und mit vierzig auch noch, und mit sechzig bist du noch viel biestiger, und mit achtzig bist du ein ausgekochter alter Teufel – dann weiß ich wirklich nicht, warum ich mit dir Mitleid haben sollte.“ (S. 9)

„Nobody could like Aunt Ada,” said Tuppence. „If you ask me I don’t think anyone ever has.”

„One can’t help feeling sorry for people when they get old,” said Tommy.

„I can,” said Tuppence. „I haven’t got as nice a nature as you have.”

„Being a woman you’re more ruthless,” said Tommy.

„I suppose that might be it. After all, women haven’t really got time to be anything but realistic over things. I mean I’m very sorry for people if they’re old or sick or anything, if they’re nice people. But if they’re not nice people, well, it’s different, you must admit. If

you're pretty nasty when you're twenty and just as nasty when you're forty and nastier still when you're sixty, and a perfect devil by the time you're eighty—well, really, I don't see why one should be particularly sorry for people, just because they're old. […]"

Immerhin ist man im Sonnenhügel gut untergebracht: Hier wirkt die tüchtige Leiterin Miss Millicent Packard, und überdies schaut der vertrauenswürdige Arzt Dr. Murray auf die alten Gäste.

Eine alte Dame setzte sich in dem Bett am Fenster mit einem Ruck auf und lehnte sich gegen die aufgestapelten Kissen. Sie hatte stahlgraues Haar und ein mageres, faltiges Gesicht mit einer großen, scharfen Nase. Sie sah sehr mißvergnügt aus.

Tommy näherte sich ihr.

„Guten Tag, Tante Ada. Wie geht es dir?"

Tante Ada strafte ihn mit Mißachtung und wandte sich zornig an Miss Packard. „Wie kommen Sie dazu, einen

Herrn in das Schlafzimmer einer Dame zu führen? Zu meiner Zeit war so etwas nicht üblich. Und dann behaupten Sie auch noch, es wäre mein Neffe! Wer ist das? Ein Klempner oder ein Elektriker?“

„Aber, aber, das ist ja nicht gerade sehr freundlich“, stellte Miss Packard milde fest.

„Ich bin dein Neffe Thomas Beresford“, sagte Tommy. Er streckte die Pralineschachtel hin. „Ich hab’ dir Schokolade mitgebracht.“

„Als ob ich darauf hereinfiele!“ höhnte Tante Ada. „Mir machen Sie nichts vor. Sagen Sie, was Sie wollen. – Wer ist die Frau da?“ Sie beäugte Tuppence abfällig.

„Ich bin Prudence. Deine Nichte Prudence.“

„Was für ein alberner Name! So heißen Hausmädchen. Mein Großonkel Matthew hatte ein Hausmädchen, das Trostreich hieß. Und die Küchenhilfe hieß Gottes-Lob-und-Preis. Sie war Methodistin. Aber meine Großtante Fanny hat damit Schluß gemacht. Sie hat gesagt, solange sie in *ihrem* Haus wäre,

hieße sie Rebecca, und damit hätte es sich.“ (S. 12f)

In a bed near the window an elderly lady sat up abruptly on her raised pillows. She had iron-grey hair, a thin wrinkled face with a large, high-bridged nose and a general air of disapprobation. Tommy advanced.

„Hullo, Aunt Ada,” he said. „How are you?”

Aunt Ada paid no attention to him, but addressed Miss Packard angrily.

„I don’t know what you mean by showing gentlemen into a lady’s bedroom,” she said. „Wouldn’t have been thought proper at all in my young days! Telling me he’s my nephew indeed! Who is he? A plumber or the electrician?”

„Now, now, that’s not very nice,” said Miss Packard mildly.

„I’m your nephew, Thomas Beresford,” said Tommy. He advanced the box of chocolates. „I’ve brought you a box of chocolates.”

„You can't get round me that way," said Aunt Ada. „I know your kind. Say anything, you will. Who's this woman?" She eyed Mrs. Beresford with an air of distaste.

„I'm Prudence," said Mrs. Beresford. „Your niece, Prudence."

„What a ridiculous name," said Aunt Ada. „Sounds like a parlourmaid. My Great-uncle Mathew had a parlourmaid called Comfort and the housemaid was called Rejoice-in-the-Lord. Methodist she was. But my Great-aunt Fanny soon put a stop to that. Told her she was going to be called Rebecca as long as she was in her house."

Tante Ada erkennt zwar Tommy schließlich als ihren Neffen, missbilligt aber seine Heirat mit Prudence aufs Schärfste.

Man verabschiedet sich von Tante Ada und plaudert ein wenig mit einer anderen Insassin, einer Mrs. Lancaster, die im Gegensatz zur Tante so freundlich ist, dass sie sogar über Ada nette Worte zu sagen weiß. Allerdings wird auch Mrs. Lancaster gele-

gentlich von einer Geistesverwirrung ergriffen.

Mrs. Lancaster schüttelte aber plötzlich die Müdigkeit ab. Sie öffnete die Augen, blickte Tuppence an und sagte: „Ich sehe, daß Sie den Kamin betrachten."

„Ach, hab' ich das?" fragte Tuppence etwas verwundert.

„Ja. Ich hab' schon überlegt …" Sie beugte sich vor und fragte leise: „Entschuldigen Sie, aber war es Ihr armes Kind?"

Tuppence zögerte konsterniert. „Ich – nein, ich glaube nicht."

„Ich dachte nur, daß Sie vielleicht aus diesem Grund gekommen sind. Jemand müßte nämlich kommen. Vielleicht kommen sie auch noch. Nur, weil Sie den Kamin so angesehen haben … Da ist es nämlich. Hinter der Kaminplatte."

„Ach", stotterte Tuppence. „Ach so. Da?"

„Immer zur selben Zeit", flüsterte Mrs. Lancaster. Sie richtete den Blick auf die Kaminuhr. Tuppence tat es ebenfalls.

„Zehn nach elf“, sagte die alte Dame. „Zehn nach elf. Ja, an jedem Vormittag zur selben Zeit.“ Sie seufzte. „Die Leute haben es nicht verstanden. Ich habe ihnen gesagt, was ich wußte … Aber sie wollten mir nicht glauben!“ (S. 19)

Suddenly however, Mrs. Lancaster seemed to jerk herself awake again. Her eyes opened, she looked at Tuppence and said,

„I see you’re looking at the fireplace.”

„Oh. Was I?” said Tuppence, slightly startled.

„Yes. I wondered—” she leant forward and lowered her voice. „—Excuse me, was it your poor child?”

Tuppence slightly taken aback, hesitated.

„I—no, I don’t think so,” she said.

„I wondered. I thought perhaps you’d come for that reason. Someone ought to come some time. Perhaps they will. And looking at the fireplace, the way you did. That’s where it is, you know. Behind the fireplace.”

„Oh,” said Tuppence. „Oh. Is it?”

„Always the same time," said Mrs. Lancaster, in a low voice. „Always the same time of day." She looked up at the clock on the mantelpiece. Tuppence looked up also. „Ten past eleven," said the old lady. „Ten past eleven. Yes, it's always the same time every morning."

She sighed. „People didn't understand—I told them what I knew—but they wouldn't believe me!"

Mrs. Lancaster fabuliert über ein Kind hinter einer Kaminplatte, aber Tuppence und Tommy verlassen das gastliche Haus, bevor sie noch mehr alte Damen kennenlernen müssen.

Wenige Wochen später erfahren die Beiden, dass Tante Ada verstorben ist. Sie holen einen Teil der Sachen der Verblichenen ab, darunter eine alte Kommode und ein Bild, das ein Haus am Fluss darstellt. Mrs. Lancaster hätte es Tante Ada geschenkt, als Erstere von einer Verwandten weggebracht wurde, erfahren sie. Tuppence würde das Bild gerne wieder zurückgeben, aber der Verbleib von Mrs. Lancaster ist nicht zu eruieren.

Doch Tuppence erinnert sich, ebendieses Haus schon einmal in natura gesehen zu haben, und zwar bei einer Bahnfahrt. Schon ist Tuppences kriminalistischer Instinkt geweckt, was nicht verwunderlich ist, war das Paar doch im Ersten Weltkrieg für die Spionageabwehr tätig. Tuppence rekonstruiert ihre damalige Fahrt und findet das malerisch gelegene Haus, dessen eine Hälfte von dem sonderbaren Ehepaar Alice und Amos Perry bewohnt wird. Hier erfährt Tuppence, dass in der anderen Hälfte vor vielen Jahren eine Schauspielerin gewohnt habe. Und ja, das Bild sei bekannt, es stamme von dem begehrten Kunstmaler Boscowan, der es vor etwa fünfzehn Jahre angefertigt habe. Das Boot darauf, das vor dem Haus ankert und mit „Waterlily“ beschriftet ist, müsse nachträglich dazugemalt worden sein. Bei einer Besichtigung der unbewohnten, verkommenen Hälfte des Hauses fallen aus dem Kamin Vogelleichen und eine halbzerstörte Puppe, was Tuppence sogleich an die Phantasien von Mrs. Lancaster erinnert. Und im Dorf erzählt man, dass damals eine Reihe von kleinen Mädchen ermordet wurde.

Tommy hört unterdessen, dass es im Altenheim zu sonderbaren Todesfällen gekommen ist; sogar Dr. Murray starb an einer Überdosis Morphium.

Lauter reizende alte Damen ist ein vorzüglich unterhaltender und überaus mysteriöser Krimi der damals immerhin schon achtundsiebzig Jahre alten Agatha Christie. Bei dem Spätwerk der Autorin sind auch die Protagonisten gealtert, was der Erzählung eine besondere Authentizität verleiht, kennt sich doch Christie offenbar mit den Problemen der Senilität sehr gut aus.

Allerdings packt sie so viele geheimnisvolle Elemente in den Roman, dass sie sich am Ende nur durch einen Kniff retten kann: Sie erfindet zwei verschiedene, im Grunde unabhängige Kriminalfälle und verbindet sie durch eine einzige Figur.

Die deutsche Übersetzung ist, wie der Vergleich mit dem Original zeigt, in Teilen gekürzt.

SCIENCE FICTION STORIES & PHANTASTISCHE GRAFIK
EXODUS
ISSN 1860-675X
48
06/2024 - € 15,90
In der Galerie:
Lothar Bauer

René Moreau & Heinz Wipperfürth & Hans Jürgen Kugler, Hrsg. []
Exodus 48. Science Fiction Stories & Phantastische Grafik
Eigenverlag (118 S./€ 15,90)
Düren 2024
Genre: Science Fiction

Ich wusste lange nicht, dass es in unserer Gegend einen alten unterirdischen Bunker gibt.

Jetzt gehört es für mich zum Alltag, regelmäßig zu genau diesem Bunker zu fahren. Würde ich das nicht tun, könnte ich Dinge wie die Monatsmiete, den Wocheneinkauf oder die quartalsmäßige Stromrechnung mit meinem normalen Job als Fahrradkurierin in der Stadt kaum stemmen.

Also rase ich auch heute wieder auf meinem Mountainbike durch den Wald, dem Dürre und Stürme böse zugesetzt haben. Über Forststraßen, Buckelpisten, Trampelpfade, Steilhänge – bis zum Fluss, in dessen Nähe sich der Bunker befindet. Die Hitze ist für Mai schon wieder mörderisch, ergo sinkt der Was-

> serpegel kontinuierlich. Was sich mit dem nächsten Starkregen aber auf ziemlich drastische Weise ändern kann, klar. (S. 7, „Wichtig ist nur, was die Leute glauben“ von Christian Endres)

Wir befinden uns in einer näheren Zukunft, in der es um das Wohl der Erde nicht zum Besten steht. Die namenlose Icherzählerin berichtet uns von ihrem Job: Sie arbeitet als Fahrradkurierin für einen in einem alten Bunker untergebrachte Kryptomie. Minen ist so illegal, wie man es sich nur vorstellen kann, und wird von der Klimaschutzbehörde strengstens verfolgt, weil es kaum eine umweltschädlichere Aktivität gibt; das Kryptogeld ist allerdings noch erlaubt, und so transportiert die Erzählerin Hardware-Wallets zwischen der Mine und den Empfängern hin und her.

Doch diesmal hat sie Pech gehabt, wie ihr Chef Squash schnell bemerkt, denn sie wurde offenbar von einer Drohne verfolgt, so dass die Klimaschutzbehörde die Mine stürmen kann.

Squash packt mich wütend am Kragen. „Ist dir jemand gefolgt? Eine Drohne? Hast du sie direkt zu uns geführt, du…“

Weiter kommt er nicht, denn da stürmt die Spezialeinheit, die oben eine der Bunker-Luken gesprengt haben muss, den Serverraum: Ein Dutzend Personen, ganz in Schwarz, volle Kampfpanzerung, getönte AR-Visor-Helme, Highend-Schnellfeuergewehre. Das ganze Programm.

Dem Schriftzug nach gehört die Einheit zur BKB.

Der Bundes-Klimaschutzbehörde.

Doch die Bewaffneten verhaften niemanden, brüllen keine Kommandos oder Anweisungen. Sie eröffnen sofort das Feuer, obwohl keiner von Squashs Truppe eine Knarre zückt. Die Männer und Frauen in Schwarz mähen die Miner einfach um.

Squashs Kopf zerplatzt, als wäre er ein matschiger Kürbis im zu heißen Spätsommer, der Halloween nicht erleben wird. Blut und Gehirn spritzen wie in

einem Horrorfilm mit feuchtem Klatschen auf ein paar Rechner. (S. 8)

Die BKB macht kurzen Prozess mit den Minern; nur die Erzählerin entkommt dank eines Hinterausgangs und ihres Fahrrads.

Aber wenig später wird die Erzählerin trotzdem verhaftet und von einem Agenten der BKB über die wirkliche Lage aufgeklärt.

„Wir haben den Krieg gegen den Klimawandel, die Klimakatastrophe, längst verloren. Aber wir müssen so tun, als ob wir weiterkämpfen. Alles Mögliche versuchen. Sonst würden die Menschen kein normales Leben mehr führen, nicht mehr zur Arbeit gehen, sich nicht an die Regeln halten. Zu vertuschen, wie abgerückt die Welt wirklich ist, kostet eine Menge Geld. Außerdem braucht die Bevölkerung hin und wieder eine gute Show. Politiker. Wähler. Es muss den Anschein haben, dass der Krieg eben noch nicht verloren ist. Dass unsere Behörde Erfolge feiert und die übelsten Klimasünder aus dem Spiel nimmt. Das stärkt den Glauben an eine Zukunft,

während um uns herum alles brennt.“ (S. 12)

Die BKB weiß, dass der Kampf gegen die Klimakatastrophe nicht mehr zu gewinnen ist und zieht nur noch eine Show ab, um die Öffentlichkeit zu beruhten. Sogar die Kryptominen sind von der BKB selbst aufgezogen, um sich mit den nötigen Mitteln zu versorgen, ihre Täuschung bis zum endgültigen Ende der Welt aufrechtzuerhalten.

„Wichtig ist nur, was die Leute glauben“ zeichnet ein ausgesprochen pessimistisches Bild von unserer Zukunft. Womöglich hat der Autor damit aber gar nicht so unrecht, denn vermutlich wird es ebenso wenig gelingen, das Klima zu besiegen, wie bisher der Kampf gegen den Krieg bisher gewonnen werden konnte.

Der Autor Christian Endres wurde einem breiten Publikum bekannt durch seinen dramatischen Science-Fiction-Thriller *Wolfszone*, der 2024 bei Heyne erschienen ist.

Exodus 48, eines der langlebigsten semiprofessionellen Science-Fiction-Magazine Deutschlands, erscheint mit dreizehn neuen Kurzgeschichten:

Volker Dornemann: 11 Sekunden (Micro-Story)
Christian Endres: Wichtig ist nur, was die Leute glauben
Roland Grohs: Geisterbahn
Uwe Hermann: Ein Stückchen Erinnerung
Christian Hornstein: Grün
Olaf Lahayne: 37er und 42er
Marie Meier: Noah, der Hammer und der Gott in der Maschine
Maria Orlovskaya: Slide Machine
Uwe Post: Die drei Stigmata des lila Panda
Scipio Rodenbücher: Wann treffen wir wieder zusamm'?
Michael Schneiberg: Das weiße Zelt
Yvonne Tunnat: Besuch für die Astronautin
Wolf Welling: Der Zähler und der Monolith

Dazu kommen zwei Comics:

Volker Dornemann: Volkertoons' STEINE
Kostas Koufogiorgos: Akku leer

Das besondere Highlight der diesjährigen Ausgabe ist „Die Galerie", in der der Künstler Lothar Bauer zum Thema „Schöne neue Welt?! – Kunst und KI" vorgestellt wird.

Dass sich Science-Fiction-Künstler, darunter insbesondere die Titelbildgestalter,

technischer Hilfsmittel bedienen, ist nicht neu: Während etwa Stephan und Lonati ihre Werke noch vollständig mit Farbe und Pinsel schufen, hat der 1995 verstorbene Johnny Bruck bereits vielfach mit Kollagen gearbeitet. In diesem Jahrhundert werden die Titelbilder in der Regel digital unter Zuhilfenahme von Stockfotos erstellt – da ist der jüngste Schritt, nämlich Künstliche Intelligenz zu Hilfe zu nehmen, zwar überraschend, aber nicht revolutionär. Wie Lothar Bauer erläutert, lässt er sich bei einigen seiner Werke – darunter auch dem Titelbild der vorliegenden Ausgabe – von KI inspirieren, gestaltet das Produkt aber am PC nach eigenen Vorstellungen weiter. Einige seiner in der Galerie vorgestellten, KI-unterstützten Bilder zeigen unglaublich phantasievolle und sehr fremdartig wirkende Bilder von Aliens, was zeigt, wozu ein inspirierter Künstler mit KI-Unterstützung fähig ist.

Neuchâtel International Fantastic Film Festival

NIFFF 2024

Die Reichen verspeisen, damit die Untoten das Leben geniessen können

Achim Hättich

Schon 23 Jahre hat das NIFFF auf dem Buckel, aber es wirkt frischer als sonst. Und sie konnten weiter den Publikumszuspruch steigern, wenn auch nur leicht mit 35,000 verkauften Tickets. Ehrengast war Asia Argento. Es gab wiederum ein Kinderprogramm und wenigstens ein Film mit Audiodeskription.

Der Höhepunkt für mich war der einzige ältere Film, den ich ansah, obwohl ich vom Titel fehlgeleitet wurde. Denn es kam keine

einzige Meerjungfrau in **Ningyo Densetsu** (Toshiharu, Ikeda; JAP 1984) vor. Migiwa ist Perlentaucherin, deren Mann scheinbar grundlos ermordet wird, wofür sie beschuldigt wird. Es stellt sich heraus, dass ein Konsortium illegal ein Atomkraftwerk errichten will und alle aus dem Weg räumt, die dagegen sind. In einem furiosen Finale sorgt Migiwa für Tabula Rasa. Ein wunderschön gefilmter Film, der unter die Haut geht.

Im internationalen Wettbewerb gab es einige gute Filme. Den Hauptpreis bekam **Håndtering av udøde** (Hvistendahl, Thea; NOR/SWE/GR 2024). Dies ist ein sicherlich ungewöhnlicher Zombiefilm, der aber nicht ganz überzeugt, weil er etliche überflüssige Szenen verwendet, anstatt seinem innovativen Aspekt, – wie gehen drei Gruppen von Angehörigen mit ihren von den Toten auferstandenen Angehörigen um –, auszubauen. Die Jury erwähnte noch **Cuckoo** (Singer, Tillmann; DE/USA 2024), bei dem mir viel zu viel bekannt vorkam, aber das Wesentliche unterdotiert war. Ein Haufen Ideen, in ein fremdes Nest gelegt. Erwähnung fand genauso von der FIPRESCI-Jury **Ennennum**

(Ushadevi, Shalini; IND 2023), der zu vielen Diskussionen Anlass gibt. Unsterblichkeit ist möglich, wird an ein junges, vermögendes Paar vermittelt). Wie wirkt sich das auf die Liebe aus, die Prozedur erinnert ziemlich an das, wozu heute schon die KI fähig zu ist. Den Preis für das beste Produktionsdesign bekam **I Saw The TV Glow** (Schoenbrun, Jane (USA 2024), den ich aber nicht gesehen habe.

Jetzt kommen die Filme des Wettbewerbs, die mir gefallen haben. Immerhin bekam **Oddity** (Mc Carthy, Damian; IE 2024) den Publikumspreis. Dieser Film hat innovative Ideen, bezaubert durch eine gruselige Atmosphäre mit Jump Scares, speziellen Personen und einer noch spezielleren Entität, um dem Titel gerecht zu werden. In dem eindrücklichen **Animale** (Benestan, Emma; FR/BEL 2024) arbeitet die attraktive 22-jährige Nejma Chocri als einzige Frau auf einem Bauernhof, der sich im Wesentlichen dem Stierkampf widmet. Sie ist gut integriert, hat ein spezielles Verhältnis zu den Tieren, bis sie selbst zum Tier wird, um eine Untat an ihr zu rächen. **She Loved Blossoms More** (Veslemes, Yannis; GR/FR/-

NZ 2024) ist Science-Fiction, in dem es um eine Zeitmaschine geht, aber auch Zombies tauchen auf. Wer das Surreale und Body Horror liebt, ist mit diesem Film bestens bedient.

Des Teufels Bad (Franz, Veronika & Fiala, Severin; ÖS/DE 2024) ist trotz des Titels nur bedingt ein phantastischer Film, aber zeigt wahren Horror nach einer wahren Begebenheit. Es geht um die Erlaubnis, zu töten, um in den Himmel zu kommen, was Selbstmörder*innen nicht gestattet ist. Gut ist die damalige Zeit wiedergegeben. In die Zukunft blickt hingegen **For Evigt** (Salim, Ulaa; NOR/IS/DK 2023): im Erdinneren hat sich aufgrund des Klimawandels ein riesiger Spalt aufgetan, dessen sich der Klimatologe Elias annimmt. Er ist liiert mit der Sängerin Anita, ein ungleiches Paar. Eigentlich ein Liebesfilm, mit sehr wenig Erörterungen über den Klimawandel, aber das Ende ist total phantastisch. Dieser Film bekam den Preis der Jugend.

Folgende zwei Filme fand ich schlecht: in **Things Will Be Different** (Felker, Michael; USA 2024) nutzt ein Gangsterpärchen eine Zeitreise, um der Verfolgung zu entge-

hen, eine gute Idee. Aber dann kippt es mehr zum Killerfilm. Überhaupt nicht phantastisch fand ich **Mi Bestia** (Beltrán, Camila; Kol/FR 2024). Es ist die Coming of Age study der 13-jährigen Mila, die unter schweren Familienverhältnissen lebt. Als Hintergrund dient eine alte Legende, die genau das bleibt.

Vom asiatischen Wettbewerb sah ich zwei Filme, die ich fast gut fand, aber nur fast: **Dæn Sap** (Aree, Panu & Rithdee, Kong; TH 2024). Nachdem seine Frau bei einem von ihm verursachten Unfall gestorben ist, zieht Mit mit seiner Tochter May in ein Haus in der vorwiegend von Moslems bewohnten Suburbs von Bangkok. Dort spuckt es bald, Abhilfe schafft ein zuvor als Feind angesehener Mann, phantastisch und soziologisch interessant. **Pig That Survived Foot-And-Mouth Disease** (Hur, Bum-wook; ROK 2024) handelt von einer Viruserkrankung, die viele Menschen hinrafft. Um sich zu schützen, wollen Schweine zu Menschen werden. Lobenswert ist in diesem Animationsfilm die Gegenüberstellung Mensch-Tier und die Kritik am südkoreanischen Militär.

Unter Third Kind, – Bezüge zu anderen Genres – lief **Le Mangeur D'âmes** (Bustillo, Alexandre & Maury, Julien; FR 2024). In einem Dorf wird ein Ehepaar ermordet, zahlreiche Kinder verschwinden, im Dorf wird das auf den Seelenfresser zurückgeführt, eine nur dort vorherrschende Legende. Aber zur Lösung der Verbrechen kommt es ganz anders, ein zynischer, den Staat erschütternder Film.

Ultra Movies sind solche mit bizarren Auswüchsen. Wie in **The Paragon** (Duignan, Michael; NZL 2023), wo man mit diesem magischen Objekt die Weltherrschaft erringen kann. Weltlicher ist das Problem von Dutch, der die Verursacherin seiner Behinderung bei einem Verkehrsunfall ausfindig machen will. Dies gelingt ihm mit Hilfe von der Parapsychologin Lyra. Noch mehr drunter und drüber geht es in **You Won't Be Alone** (Stolevski, Goran; AUS/GB/Ser 2022): Nevena fällt in die Hände einer alten Hexe, wodurch sie befähigt wird, in andere Körper zu schlüpfen, sei es alt oder jung, Mensch oder Tier. Ein aufschlussreiches Spiel mit Identitäten. Das lässt sich von **Kryptic** (Roy, Kourtney;

CAN/GB 2024) nicht behaupten, obwohl auch da die Identitäten wackeln. Trotz des Durcheinanders, aber das ist nicht durchdacht. Geht es um Barbara oder Kay, darüber können wir rätseln. Gerätselt wird in **Immaculate** (Mohan, Michael; USA/Italien 2024), warum die Amerikanerin Cecilia in ein italienisches Kloster geht, wo sie noch nicht einmal die Sprache beherrscht. Es stecken böse Absichten dahinter. Atmosphärisch gelungen, zeigt er das Kloster als totalitäre Organisation, und die Religion als verlogen.

Immaculate

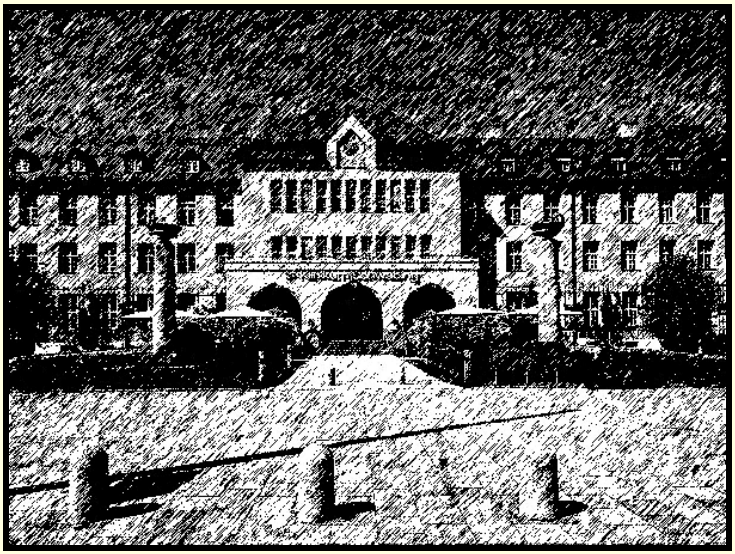
Während Animale der Eröffnungsfilm war, stellte **Longlegs** (Perkins, Osgood; CA/US

2024) den Schlussfilm dar. Dieser ist wiederum ein famoser Horrorfilm, auf der Spur eines Serienkillers, der ganze Familien mordet, ohne selbst am Tatort gewesen zu sein. Bis dieses Rätsel gelöst ist, gibt es etliche überraschende Wendungen. Auf alle Fälle zeigt Nicholas Cage eine bravouröse Leistung, die unter die Haut geht.

Eine Programmreihe hiess „Eat the rich", wo es um die Darstellungsformen von Eliten ging, von **Aelita** und **El Angel Exterminador** bis zu **Good Madam** und **Nuevo Orden**, über **Society**, **Rope**, **Midsommar** oder **Porcile**. Es gab Filme aus allen Kontinenten, wobei Afrika und Australien nur einen Film beitrugen. Die Retrospektive unter einen inhaltlichen Schwerpunkt samt geschichtlichem und geographischem Spektrum zu stellen, ist sehr gelungen. Von den 22 gezeigten Filmen kannte ich 5 noch nicht, die aber zu ungünstigen Zeiten oder parallel liefen. Grundsätzlich zu loben ist, dass es gleichgerichtete Blöcke gibt in den vier Kinos, dass es nicht zu Überlappungen kommt wie bei anderen Festivals.

Wiederum ein gelungenes Festival, dessen Titel **Cuckoo** und **Animale** an zwei letz-

tes Jahr gelaufene Filme erinnern. Im Werbeblock wurden viele aus dem letzten Jahr wiederholt, aber jener der „Films de Minuit“ von RTS ist immer wieder gut anzuschauen, echt gruselig. Es gab praktisch keinen Film, ohne dass in diesem geraucht wurde, wurde deswegen öfters gekotzt in den Filmen? Abschliessend ist zu sagen, dass das NIFFF auch dieses Jahr wohlbekommen ist, eine sehenswerte Auswahl bot, Filme zeigte, die unabhängig von gut oder schlecht, Anlass zur Diskussion bieten und zeigen, dass das phantastische Genre nicht nur sehr nah am Zeitgeschehen ist, sondern in manchem dem voraus ist.



DIE FEHLGEBURT
Erzählung

Michael Wiedorn

Ich stand in dem fast vollständig ausgeräumten Haus, in dem ich aufgewachsen bin. Hier verbrachte ich meine ganze Kindheit und die frühe Jugend. Ich war schon vor vierzehn Jahren in eine fremde Stadt gezogen. Meine Mutter lebte bis jetzt ganze vierzig Jahre hier. Ich habe sie hier immer wieder besucht. Sie ist jetzt in eine kleine Wohnung in Schwabing umgezogen. Ich durchsuchte den übrig gebliebenen Papierkram nach Papieren, die wir noch brauchen könnten.

Es war an einem Abend Ende August und die Sonne ging nach einem glühend heißen Sommertag unter. Ein Tag geht wie alle anderen Tage zu Ende. Vom Haus aus sah man auf die von keinem Gebäude unterbrochenen Flussauen an der Isar. Stämmige Bäume, Sträucher, sonnenverbranntes Gras. Die sinkende Sonne warf ihre rotgoldenen Lichtschleier auf die leeren, ursprünglich blütenweißen, aber im Laufe der Jahre nikotinvergilbten Wände. Die Schatten wuchsen. Ich hatte es eilig. Vor Einbruch der Dunkelheit wollte ich von hier weg sein. Ich fürchtete die Stille im einsamen Haus in der Nacht. Meine Kindheit wird sich verdunkeln und die Schatten werden mich bei sich behalten. Ich werde der Welt der Lebendigen und Erwachsenen abhanden gekommen sein und als unruhiger Schatten im Heim meiner ewig dauernden Kindheit gefangen gehalten werden.

Ich hielt ein Schreiben vom Schwabinger Krankenhaus in Händen. Bei meiner Geburt musste bei meiner Mutter der Kaiserschnitt angewandt werden. Die Bauchdecke zwischen Scheide und Nabel wurde ihr wegen mir aufgeschnitten. Der Embryo ließ sich

nicht dazu herab, gnädigst sich aus der saugemütlichen Gebärmutter zu begeben. Er weigerte sich strikt auf die böse Welt zu kommen. Ich musste mir beim Lesen dieses Schreibens deutlich machen, dass ich dieser melancholische Säugling war. Ich weigerte mich ganz einfach durch eine Muschi in die Welt zu treten – könnte ich heute deuten. Ich fürchtete damals die Eiseskälte und unermessliche Weite der Welt – könnte ich heute behaupten. Die berüchtigte Geworfenheit des Menschen. Ich lebte schon und kam nicht zur Welt. Im Grab ist es schön warm und die Wände sind aus weichem Fleisch und zarten Häutchen.

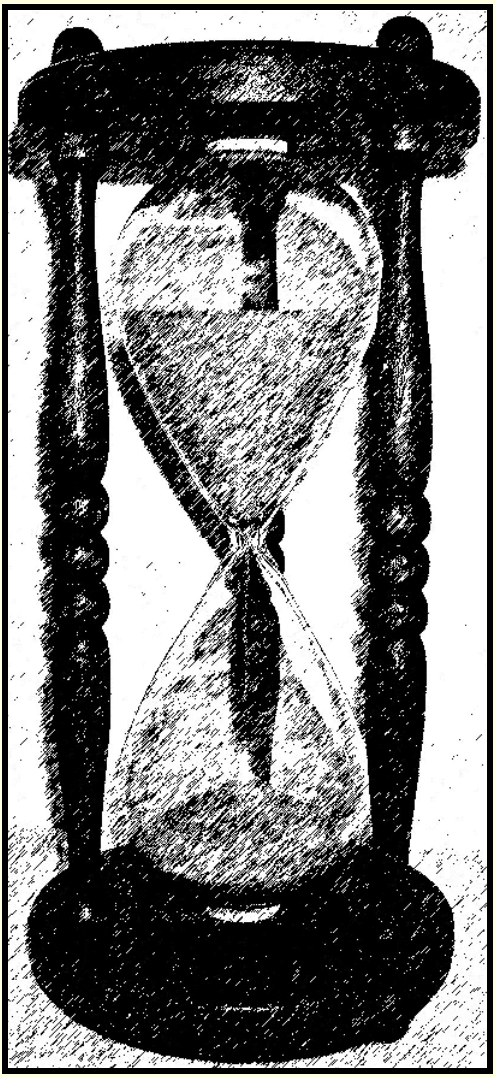
Meine Zwangsgeburt fand im November statt. Durch die Krankenhausfenster hätte man die grauen Wolkenwände am Himmel stehen sehen können. Der eisige Nieselregen verwandelte sich in Schneeregen. Die schwarzen Skelette der sich tot stellenden Bäume. Wer will bei so einem Scheißwetter schon raus aus dem Haus. Ich schwamm genüsslich im Fruchtwasser in der dunklen Höhle – warm und gemütlich. Der kalte Wind weht draußen aus den weiten Fernen in Grönland und Sibirien. Unendliche Eis-

wüsten in tötender Kälte. Die Bauchdecke der Schwangeren wurde aufgeschnitten. Ich erlitt das Unglück geboren zu werden. Ich wurde von keiner Mutter geboren, sondern von einem scharf schneidenden Skalpell.

Ich las noch, dass ich mich in der Gebärmutter infiziert hätte. Meine Bequemlichkeit hätte beinahe meine Mutter ermordet. Ein zornentbrannter Säugling mit bluttriefendem Messer erwacht.

Am Abend dieses vergehenden Sommers nahm ich von meinem bis jetzt vergangenem Leben Abschied.

Die Schatten im Zimmer verdichteten sich um mich. Muss ich zu Hause bleiben?



ÜBERGANG

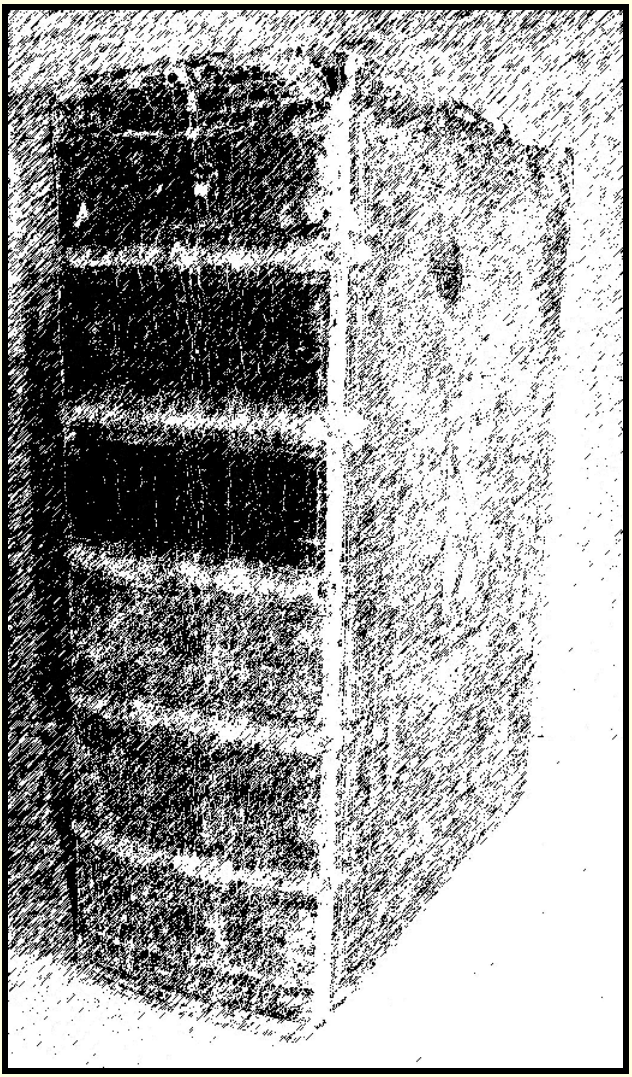
Volkmar Klundt

Die Zeit
Tropft zäh
Aus meiner Uhr

Schleimt schleimig dann
Herunter ihre Spur
Und ist nun doch
Ganz ohne Zweck
Einfach weg

Dort rennt der Tag
Der Dieb mit seiner Beute
Halte ihn doch fest wer mag
Eilt euch nur ihr Leute

Die Zeit
Tropft zäh
Aus meiner Uhr
Ich sitze hier und warte nur



GEBÄCK FÜR BÖSE GEISTER

Andreas Müller

Kurz vor sechzehn Uhr schlich Philip Tyler Daubeney durch den leeren Gang im zweiten Stock des Westflügels. Es herrschte fast vollkommene Stille, denn die Schüler, die man in diesem Teil des Hauses einquartiert hatte, absolvierten an jenem Donnerstagnachmittag ihre Leibesübungen in der Halle neben dem Speisesaal. Nur das Knarren der Dielen unter Daubeneys Schuhsohlen war zu hören.

Ebenso wie er selbst genoss auch Matthew Eldred das Privileg, ein eigenes Zimmer zu bewohnen. Die Tür war verschlossen. Ein wenig überraschender Sachverhalt, beherbergte Eldred in seiner Stube doch einen ganz persönlichen Schatz. Das Tür-

schloss stellte für Daubeney jedoch keine allzu große Herausforderung dar, zumal man die Türen des *Georg-Kilmore-Colleges* mit Schlössern von ausgesprochen minderwertiger Qualität ausgestattet hatte. Er holte seinen Dietrich aus der Jackentasche hervor, neigte den Kopf ein wenig zur Seite, schloss das rechte Auge und lauschte aufmerksam auf die Geräusche, die der Drahtstift im Schloss verursachte. Im entscheidenden Moment drehte er ruckartig am Knauf. Als wolle sie gegen den unbefugten Zutritt protestieren, erzeugte die Tür beim Öffnen ein ungewöhnlich lautes, schnarrendes Geräusch.

Der Foliant, von dem Matthew Eldred gesprochen hatte, lag auf dem Schreibtisch. Vermutlich hatte er sich das imposante Exemplar eigens für seine Abschrift von einem Buchbinder anfertigen lassen. Das Etikett auf der marmorierten Einbanddecke trug den Titel *Traumyoga der Tibeter*. Daubeney nahm das voluminöse Werk an sich und verließ das Zimmer.

Er befand sich im ersten Stock, als er die Stimmen von Stevenson, Saunders und Baring hörte. Daubeney stellte sich neben das

Fenster am Ende des Flurs und schob mit dem Zeigefinger den Vorhang ein Stück zur Seite. Stevenson und Saunders hatten den humpelnden Baring in ihre Mitte genommen. Offensichtlich waren sie dabei, ihn auf seine Stube zu bringen. Musste sich denn ausgerechnet heute jemand beim Turnunterricht verletzen? Schon wurde unten die Eingangstür geöffnete und Barings Gejammer hallte durchs Treppenhaus. Ein Aufeinandertreffen mit den drei Jungen war nicht mehr zu vermeiden. Daubeney verhüllte den Folianten unter seiner Jacke, stieg die Stufen hinab, grüßte seine verblüfften Mitschüler und verließ das Gebäude. Kaum hatte er das Freie betreten, ärgerte er sich darüber, sich mit keiner Silbe über Barings Missgeschick erkundigt zu haben. Das machte ihn noch verdächtiger, zumal er in diesem Teil des Gebäudes an sich nichts zu suchen hatte.

Am Abend kam es – wie nicht anders zu erwarten war – im Speisesaal zum Eklat.

Eldred musste den Verlust seines Manuskripts längst bemerkt haben. Und natürlich hatten ihm Stevenson, Saunders und

Baring von ihrer unerwarteten Begegnung mit Daubeney berichtet. Mit hochrotem Kopf steuerte Eldred den Tisch an, an dem Daubeney mit zwei weiteren Jungen saß.

„Gib mir auf der Stelle mein Eigentum zurück!“, schrie er.

Daubeney öffnete die Arme, streckte die Hände aus und entgegnete mit sanfter Stimme: „Mein lieber Eldred, schön dich zu sehen. Aber sag mir, wovon sprichst du?“

Er sah sich lächelnd um. Doch die Reaktion der Jungen im Saal war verhalten. Die meisten Gesichter blieben ernst.

„Du weißt genau, wovon ich spreche. Du hast das Buch gestohlen, während unsere Gruppe im Turnunterricht war. Stevenson, Saunders und Baring haben dich gesehen.“

Professor Jennings, der Mathematiklehrer und gleichermaßen Direktor des Colleges, der unter einem nicht gerade schmeichelhaften Porträt von Königin Victoria speiste, wischte sich mit seiner Serviette den Mund ab, erhob sich, trat an den Ort des Geschehens und erkundigte sich bei Stevenson nach den Umständen dieser erregten Unterhaltung. Daubeney hatte es sich schon seit Langem beim Direktor ver-

scherzt und ihm war klar, dass der Professor nur auf eine Gelegenheit wie diese gewartet hatte, um *dieses Subjekt Daubeney*, wie er ihn einmal dem Lateinlehrer gegenüber genannt hatte, aus dem College zu entfernen. Jennings forderte ihn auf, sich zu erklären.

„Ich habe mir ein wenig die Beine vertreten und die Bücher, die ich unter meiner Jacke trug, hatte ich am frühen Nachmittag in der Bibliothek ausgeliehen. Sie können das gerne nachprüfen“, sagte Daubeney, nahm einen Schluck Robinsons Lemon und fuhr fort, „und warum trug ich die Bücher unter meiner Jacke? Nun, es nieselte und ich wollte nicht, dass die Kostbarkeiten unserer altehrwürdigen Bibliothek Schaden nehmen, wenn ich mich mit ihnen ins Freie begebe.“

„Nein, Daubeney, damit kommen Sie nicht durch. Diesmal nicht! Wir gehen jetzt in ihr Zimmer und wenn wir – wie ich annehme – dort Eldreds Buch finden, können Sie Ihre Koffer packen.“

Daubeney zuckte mit den Schultern. Mit halb geschlossenen Augen sah er den Professor an und sagte: „Gut, gehen wir!“

Jennings instruierte die Durchsuchung des geschmackvoll dekorierten Raumes im Südflügel höchstpersönlich. Er wies Eldred, Saunders und Stevenson die zu durchkämmenden Ecken, Nischen, Schränke und Schubladen. Selbst die Dielen wurden abgeklopft, um sicherzustellen, dass es keine losen Bretter gab, unter denen der Foliant versteckt worden war.

Daubeney zündete sich eine Zigarette an, warf das Zündholz in seinen Porzellanaschenbecher und beobachtete gelangweilt die Inspektion. Schließlich musste auch Jennings einsehen, dass sich das Manuskript nicht in dem Raum befand.

„Wir werden die gestohlenen Aufzeichnungen finden, Daubeney, und ich werde sie des Diebstahls überführen, so wahr ich hier stehe!“, rief der Professor.

Daubeney erhob sich, griff nach dem Saum seiner Weste, zog sie mit einem Ruck glatt und sah Jennings mit stechendem Blick ins Gesicht. „Vorsicht, Herr Direktor, Sie sprechen mit dem Sohn des Dukes of Norshire und solange Sie keine handfesten Beweise für Ihre völlig lächerlichen Anschuldigungen haben, ersuche ich Sie, bei

der Wahl Ihrer Worte etwas mehr Zurückhaltung walten zu lassen. Ich hätte Eldred, Saunders, Stevenson und Ihnen nicht gestatten müssen, meine Stube zu durchsuchen. Es handelte sich um eine großzügige Geste, die meine Unschuld in dieser Sache hinreichend belegen sollte. Nun aber möchte ich Sie bitten zu gehen, und zwar alle."

Matthew Eldred, der als letzter das Zimmer verließ, drehte sich noch einmal um. Seine fiebrigen Augen tränten. „Das wirst du mir büßen, Daubeney! Das schwöre ich dir."

Mit einem lauten Knall fiel die Tür ins Schloss.

Sein Prestige als feingeistiger, schalkhafter Dandy lag in Scherben, wie Daubeney in den folgenden Tagen feststellen musste. Die wenigen, die ihn noch grüßten, taten dies mit einem zaghaften, raschen Kopfnicken. Er war zu weit gegangen, und das nicht zum ersten Mal. Von Browning hatte er sich die Lateinarbeit anfertigen lassen und ihm dafür eine fürstliche Belohnung versprochen, deren Auszahlung er mit der Begründung verweigerte, er habe für die

Arbeit nicht die volle Punktzahl erhalten. Eine solche Angelegenheit machte natürlich die Runde. Die Sache mit Eldred war der Tropfen, der das Fass endgültig zum Überlaufen gebracht hatte. Er war isoliert; niemand im College wollte mehr mit ihm in seinem geliebten *Four in Hand* trinken und Karten spielen.

Die Umstände wurden zusätzlich durch einen Brief seines Vaters belastet, der ihn vor wenigen Tagen erreicht hatte und Bezug auf vorangegangene Verfehlungen Daubeneys nahm. Sollte er sich noch einmal *in Lumpereien wühlen,* so würde der Duke ihn nach *Millhurst* schicken. *Millhurst,* ein Camp der Dragoner, war berüchtigt für die unerbittliche Härte seiner Ausbilder. Die Vorstellung, dort zu landen, glich einem Albtraum. Hätte man ihn des Diebstahls überführt, wäre dieser Albtraum bereits Wirklichkeit geworden.

Eldreds Manuskript lag in dem kleinen, von Efeu umrankten Seminarhaus, in dem schon seit Jahren kein Unterricht mehr stattfand. Die Räume, in denen es immer etwas muffig roch, dienten nun der Aufbe-

wahrung von Lehrmaterial, das nicht mehr verwendet wurde. Daubeney hatte den Folianten unter einem Stapel alter Landkarten versteckt. In ein paar Tagen würde er ihn in sein Zimmer holen.

Matthew Eldred war erst vor wenigen Monaten ans College gekommen. Obwohl er sich bedeckt hielt, wenig redete, für Streiche nichts übrighatte und einen geregelten Tagesablauf pflegte, wurde er von den anderen Schülern wohlwollend aufgenommen. Am *Kilmore-College* achtete man seit jeher auf die sportlichen Leistungen der Zöglinge und Eldred war ein hervorragender Athlet. Daubeney hatte schon lange vorgehabt, sich den Neuen etwas näher anzusehen, ahnte er doch, dass sich Eldred mit etwas Geheimnisvollem, etwas Mystischem beschäftigte.

Schließlich ergab sich völlig unerwartet die Gelegenheit, den Neuen genauer unter die Lupe zu nehmen. Daubeney traf Eldred auf der schmalen Pflastersteingasse direkt vor dem *Four in Hand* und lud ihn zu einem kleinen Umtrunk ein.

„Ich trinke nicht“, hatte Eldred gesagt.

„Sei doch nicht so verschlossen, Matthew, du kannst ja auch eine Zitronenlimonade trinken. Ich möchte einfach ein wenig mit dir plaudern, nichts weiter."

Daubeney deutete auf das *Four in Hand.* Das Schild über dem Eingang des Gasthauses zeigte eine Kutsche, die von vier Rappen gezogen wurde. Der Kutscher trug einen Zylinder und sein schwarzer Umhang flatterte im Fahrtwind.

Eldred betrachtete schweigend das Bild. Daubeney hakte sich bei ihm ein und führte ihn sanft zum Eingang. „Komm schon, Matthew! Ich finde, du bist ein interessanter Bursche und ich möchte dich ein wenig näher kennenlernen."

Als sie das Lokal betraten, begrüßte sie ein hagerer Mann mit auffallend dünnen Lippen, der mit einem Strohbesen den Raum ausfegte.

„Tag, Smith!", rief der junge Duke.

Die Stühle standen auf den Tischen. Eldred schaute seinen Mitschüler fragend an. Daubeney nickte mit dem Kopf in Richtung der Treppe, die in den ersten Stock führte. „Um diese Zeit wird man nur oben bewirtet."

In dem niedrigen Raum im ersten Stock drangen nur vereinzelte Lichtstreifen durch die Lamellen der geschlossenen Fensterläden. Es roch nach kaltem Rauch. An einem Tisch saß ein korpulenter Mann mit Melone, der sich mit einer Frau unterhielt. Die Frau schimpfte und warf dem Mann mit ihrer heiseren, hohen Stimme derbe, dialektgefärbte Ausdrücke an den Kopf. Offensichtlich handelte es sich um eine Prostituierte. Der Mann versuchte, sie zu beschwichtigen und bestellte bei Smith, der gerade die Treppe hinaufkam, zwei weitere Ale.

Daubeney spürte Eldreds Unbehagen und verlor keine Zeit, schob ihn an einen Tisch, zog einen Stuhl zurück, verbeugte sich kurz und wies Eldred mit dieser übertriebenen Geste an, Platz zu nehmen. Er bestellte die Getränke, indem er die Hand mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger hob.

„Vermutlich hast du schon gehört, dass ich am College nicht den besten Ruf genieße“, sagte er, öffnete sein silbernes Etui und bot Matthew eine Zigarette an, „du solltest nicht allzu viel auf das Geschwätz der anderen geben. Stimmt schon, ich bin

kein Kind von Traurigkeit, aber ich habe das Herz am rechten Fleck."

Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust und lächelte. Kurz darauf stellte der Barmann zwei Gläser mit einer durchsichtigen Flüssigkeit auf den Tisch.

„Danke, Smith", sagte Daubeney, riss ein Zündholz an, hielt es unter Eldreds Zigarette und machte plötzlich ein ernstes Gesicht. „Ich liebe das Abenteuer, verstehst du, Eldred, ich möchte Pfade beschreiten, die noch nicht ausgetreten sind. Mich interessiert das, was in der Tiefe liegt, das Geheimnisvolle, nicht das allgemein Bekannte. Und du, mein lieber Matthew, du hast bestimmt eine ganze Menge Geheimnisse."

„Wie kommst du darauf?"

Daubeney hielt die Streichholzschachtel zwischen seinen langen Fingern und betrachtete das Etikett. Es zeigte zwei Kinder mit roten Wangen, die in einer Winterlandschaft einen Schneemann bauten. Ohne sein Gegenüber anzusehen, sagte er: „Das spüre ich, mein Lieber."

Daubeney legte die Schachtel auf den Tisch und erhob sein Glas zum Tost. Eldred

nahm einen großen Schluck und verzog das Gesicht. „Himmel, was ist denn das?“

„Gin Tonic. Im Grunde nichts anderes als Limonade mit einem kleinen Schuss versehen. Wird dir nicht schaden, Eldred.“

Erst jetzt zündete sich Daubeney seine Zigarette an, und nach einem Moment des Schweigens sagte er: „Erzähl mir von dir! Erzähl mir, was dich beschäftigt, welche Themen dich interessieren; erzähl mir, was dich umtreibt!“

Zunächst noch zurückhaltend und zögernd berichtete Eldred von seiner Naturverbundenheit, von langen Wanderungen und von Bergen, die er während eines Aufenthalts in der Schweiz bestiegen hatte. Doch nach dem dritten Gin Tonic wechselte er das Thema. Seine anfangs noch etwas kryptischen Äußerungen ließen zunächst vermuten, dass auch er sich in seiner Freizeit den in letzter Zeit immer beliebter werdenden okkulten Praktiken widmete. Daubeney hielt die Séancen, die Beschwörungen und alles, was damit zusammenhing, für ausgemachten Unsinn. Deshalb war er erleichtert, als Eldreds Rede schließlich eine ganz andere Richtung nahm.

Eldred war inzwischen betrunken und hatte nun Mühe, seinen Redefluss zu artikulieren. Er erzählte von seinem Onkel, der in Indien gedient und von dort aus mehrere Expeditionen ins tibetische Hochland unternommen hatte, um in den Bergen bei den Einheimischen zu leben, ihre Sitten und Lehren zu studieren und alles, was er in Erfahrung bringen konnte, niederzuschreiben.

„Diese Leute dort, Daubeney, haben eine völlig andere Sicht auf die Dinge. Sie arbeiten stetig daran, ihren Geist von allen Anhaftungen zu befreien. An bestimmten Tagen backen sie Kekse und legen sie auf ihre Türschwellen, um böse Geister anzulocken. Um sie *anzulocken*, Daubeney, nicht um sie zu besänftigen, nein, um sie anzulocken! Diese bösen Geister bringen unheilvolle Gefühle wie Egoismus, Gier, Neid, Hass und Wut. Sie locken diese Geister an, um mit der Last zu üben, die sie ihnen auferlegen. Sie nennen diese Methode *Herztraining*. Für uns klingt das völlig verrückt. Aber wenn man sich den Hintergrund dieser Praxis etwas genauer ansieht, merkt man schnell, dass es alles andere als verrückt ist. Schau

uns doch an! Was machen wir unser ganzes Leben lang? Wir jagen dem Glück hinterher, alles muss so sein, wie es uns gefällt. Das ist natürlich nie der Fall und deshalb sind wir nie wirklich zufrieden.

Der Geist dieser Menschen ist klarer als unserer, Daubeney. Sie können Dinge tun, von denen wir nicht einmal zu träumen wagen, zum Beispiel ihren Körper verlassen. Einige dieser Reisen führen sie in die Vergangenheit, andere in die Zukunft, wenngleich sie sagen, dass es keinen Unterschied zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gäbe. Mein Onkel hat mir erlaubt, Kopien seiner Notizen anzufertigen. Und ich sage dir, die Weisheit, die in diesen Worten liegt, ist alles andere als ein *ausgetretener Pfad*."

Daubeney nahm einen Schluck aus seinem Glas und wischte sich den Mund ab.

„Leih mir dieses Manuskript! Ich möchte es lesen", sagte er.

Eldred sah ihn einen Moment mit glasigen Augen und offenem Mund an, dann strafften sich seine Geschichtszüge.

„Nein, Daubeney, ich kenne dich nicht gut genug. Später vielleicht. Ich muss jetzt gehen."

Alle Versuche, auf Eldred einzureden, waren vergebens. Ohne sich noch einmal umzusehen, verließ er schwankend den Raum.

Von diesem Tag an ging Eldred Daubeney aus dem Weg. Offensichtlich nahm er ihm übel, dass er ihn betrunken gemacht hatte. Und vermutlich hatte er mehr erzählt, als ihm lieb war.

Drei Wochen später stahl Daubeney das Manuskript.

Jetzt, da keiner mehr etwas mit ihm zu tun haben wollte, stand ihm viel Zeit zur Verfügung, um sich dem Studium von Eldreds Aufzeichnungen zu widmen.

In dem Manuskript ging es unter anderem tatsächlich um die außerkörperlichen Erfahrungen, die Eldred in seinem Delirium im *Four in Hand* erwähnt hatte. Eifrig praktizierte Daubeney die sehr anschaulich formulierten Übungen. Im Zustand völliger Bewegungslosigkeit sollten Punkte innerhalb und außerhalb des Körpers fokussiert

werden. Dabei musste in festgelegten Sekundenabständen ein- und ausgeatmet werden. Das Raum-Zeit-Kontinuum sollte durch ein komplexes mentales Spiel mit Entfernungen relativiert werden.

Nach einigen Tagen hatte Daubeney tatsächlich den Eindruck, seine feste Hülle zu verlassen und durch das Zimmer zu schweben. Am nächsten Tag aber war er der Meinung, das Erlebte sei ein Traum oder das Produkt seiner überreizten Fantasie gewesen.

Schließlich stand die Abschlussprüfung in Mathematik bevor. Diese Prüfung stellte für Daubeney ein nicht unerhebliches Problem dar. Die Stimmung auf dem Campus hatte sich noch mehr gegen ihn gewandt, so dass er von den anderen keine Hilfe erwarten konnte. Zu allem Unglück hatte er auch noch sein Mathematikheft mit den dringend benötigten Notizen zu Algebra, Geometrie und Arithmetik verloren, mit deren Hilfe er sich einen brauchbaren Schummelzettel hätte anfertigen können. Daubeney schummelte grundsätzlich bei jeder Prü-

fung. Das Lernen des Stoffes hätte wohl kaum mehr Zeit in Anspruch genommen als die Vorbereitung dieser raffinierten Täuschungsmanöver. Aber Daubeney konnte nicht anders. Er war sich bewusst, dass seinem Verhalten eine gewisse Zwanghaftigkeit zugrunde lag, was ihn aber nie davon abhielt, nach dem alten Schema zu verfahren.

Es war zwecklos, noch weiter nach dem Heft zu suchen; die Fachliteratur mit den für das Examen notwendigen Formeln konnte er sich in der Bibliothek besorgen. Mit Hilfe dieser Bücher würde er seinen Schummelzettel verfassen. Es blieb noch genug Zeit, darüber nachzudenken, wo er ihn dieses Mal deponieren würde.

An jenem Abend, an dem er diese Reflexionen anstellte, machte er kurz vor dem Einschlafen abermals eine außerkörperliche Erfahrung, die er allerdings nicht absichtlich herbeigeführt hatte.

Als die Zimmerdecke nur noch etwa einen halben Meter entfernt war, drehte sich Daubeney langsam um und blickte auf seinen Körper, der regungslos auf dem Bett

lag. Sein Gesicht verriet einen Zustand völliger Entspannung. Ein leichtes Lächeln umspielte die Lippen. Durch die Wand schwebend verließ er das Zimmer und bewegte sich durch die Gänge in Richtung Ausgang. Im Steinbrunnen vor dem Gebäude badeten Amseln. Santosch, der Gärtner, pflegte die Rosenstöcke. Das kunstvoll geschmiedete Eisentor stand offen. Eine Kutsche verließ den Hof. Hinter den Backsteinmauern kämpfte sich die aufgehende Sonne mühsam durch den zähen Nebel, der die Kronen der spanischen Eichen umhüllte. Der Morgen war also gerade erst angebrochen. Ein Umstand, der Daubeney verdeutlichte, dass er nicht nur seinen Körper, sondern auch die ursprüngliche Zeit verlassen hatte. Die große Uhr über dem Eingang des Hauptgebäudes zeigte zwanzig Minuten nach acht. Die ersten Schüler liefen über den Kiesweg zum Hauptgebäude. Der reguläre Unterricht begann jedoch erst um neun Uhr. Dass sich die Jungen so früh ins Hauptgebäude begaben, konnte nur eines bedeuten: Eine Prüfung stand bevor, denn die Prüfungen begannen eine halbe Stunde früher als der normale Unterricht. Die Schü-

ler waren an solchen Tagen immer etwas angespannt und so betraten sie auch jetzt schweigend und ernst das Klassenzimmer. Daubeney schwebte über ihnen und blickte auf ihre Schädel. Schließlich trat Jennings ein, begrüßte die Schüler und forderte sie auf, Platz zu nehmen. Daubeney sah sich selbst an seinem Tisch sitzen. Jennings klärte die jungen Männer über die Folgen eines Täuschungsversuchs auf. „Die Prüfung gilt dann als nicht bestanden, und unter Umständen – wenn der Student bereits vorbelastet ist“, er sah jetzt Daubeney an – „führt ein solcher Täuschungsversuch zum Ausschluss aus dem College.“

Nach dieser Ansprache verteilte Jennings die Prüfungsbögen. Kurz darauf war es so still im Raum, dass man das Kratzen der Federhalter auf dem Papier hören konnte. Nur manchmal, wenn Jennings über den Holzfußboden durch die Tischreihen ging und den Schülern über die Schultern schaute, war das Geräusch seiner Schritte zu hören. Daubeney genoss es, durch den Raum zu gleiten und sich selbst und die anderen aus den ungewöhnlichsten Perspektiven bei der Arbeit zu beobachten. Schließlich be-

merkte er, wie Jennings, der neben der Tafel stand, sich bückte. Langsam richtete er sich wieder auf, lächelte und ging langsamen Schrittes auf Daubeney zu. Mit einer flinken Handbewegung zog er ein mit Formeln beschriebenes Blatt aus dem Fach unter der Tischplatte und hielt es wie eine Trophäe in die Höhe. „Ha“, rief er, „das war’s, Daubeney!“

Diese Szene riss den Jungen aus seiner Trance. Verwirrt richtete er sich auf und rieb sich die Augen. Langsam erhob er sich von seinem Bett und schenkte sich ein Glas Wasser ein. Diesmal war es mit Sicherheit kein Traum gewesen, sondern ein deutliches Zeichen: Es hatte keinen Sinn, bei der Prüfung zu schummeln. Er musste den Stoff lernen. Zum ersten Mal in seinem Leben würde er sich den Erfolg erarbeiten müssen.

Es dauerte ein paar Tage, bis sich Daubeney mit diesem Gedanken anfreunden konnte, aber dann paukte er die mathematischen Formeln mit einer Vehemenz, die an Besessenheit grenzte.

Am Tag der Prüfung frühstückte Daubeney ausgiebig. Der karamellisierte Speck

zerging auf der Zunge und harmonierte vorzüglich mit dem leicht malzigen Broken Tea. Es war ein ungewohntes Gefühl, auf eine Prüfung vorbereitet zu sein. Fast fehlte ihm die Anspannung, die ihn sonst an solchen Tagen überkam, der Nervenkitzel, ob er erwischt würde oder nicht.

Als er den Speisesaal verließ, fand er den Innenhof so vor, wie er ihn in seiner Vision gesehen hatte: Die Amseln badeten im Brunnen, die Kutsche fuhr durch das offene Tor und Santosch pflegte die Rosen. Zweifellos hatte es etwas Gespenstisches, dass sogar die Bewegungen seiner Mitschüler beim Betreten des Klassenzimmers mit der Dynamik des in der Trance Erlebten übereinstimmten.

Doch schon kurze Zeit später dachte Daubeney nicht mehr an seinen kleinen Ausflug in die Zukunft. Der umfangreiche Prüfungsbogen enthielt zum Teil recht komplexe Aufgaben. Daubeney arbeitete konzentriert und zielstrebig. Kurz vor zehn machte er eine Pause und massierte sich den Nacken. Der Direktor stand am Fenster und blickte hinunter in den Hof, dann drehte er den Kopf und ließ seinen Blick von ei-

nem Schüler zum anderen schweifen. Schließlich nahm er die seltsame Haltung ein, die Daubeney während seiner außerkörperlichen Erfahrung beobachtet hatte. Er wollte nicht glauben, was in diesem Moment geschah, richtete seinen Blick wieder auf den Prüfungsbogen und las die Zeile: *Zeigen, dass eine konvergente Folge beschränkt ist.*

Jennings, der nun vor ihm stand, zog ein mit Formeln beschriebenes Blatt aus der Ablage unter der Tischplatte und hielt es hoch.

„Ha“, rief er, „das war’s für Sie Daubeney!“

Daubeney blickte verwirrt auf das Blatt, das zwischen Jennings Fingern klemmte. Zweifellos war es seine Handschrift. Diese Tatsache veranlasste ihn zu einer verhängnisvollen Frage. „Darf ich mir dieses Papier aus der Nähe ansehen, Professor Jennings?“

Jennings riss die Augen auf und geriet in Rage: „Wollen Sie sich über mich lustig machen? Für wen halten Sie sich eigentlich? Ihre erlauchte Herkunft wird Ihnen diesmal nicht helfen, Daubeney. Selbst wenn Sie der Sohn der Königin wären, würde Ihnen das

nichts nützen. Sie sind fällig! Ich werde noch heute einen Brief an Ihre Eltern schreiben und sie über Ihren Ausschluss vom College informieren. Und jetzt raus mit Ihnen!“

Daubeney versuchte nicht, sich zu verteidigen. Er legte seinen Zirkel, seine Bleistifte und sein Lineal in die Griffelbüchse und stand auf. Eldred drehte sich um und sah ihn mit einem höhnischen Lächeln an. Jetzt wurde Daubeney klar, was es mit seinem verschwundenen Mathematikheft auf sich hatte. Eldred musste es an sich genommen haben, um seine Handschrift für den Schummelzettel zu imitieren. Das war ihm gelungen. Sogar die typische übertriebene Wölbung einiger Buchstaben hatte er detailgetreu kopiert. Das hatte Daubeney erkennen können, obwohl er nur einen kurzen Blick auf das Papier werfen konnte.

Draußen schien die Sonne, und es war deutlich wärmer geworden. Daubeney setzte sich auf eine der Gartenbänke und streckte seine langen Beine aus. Santosch war noch immer mit der Pflege des Gartens beschäftigt. Er unterbrach seine Arbeit und sah den Jungen eindringlich an. „Sie sehen

aus, als wäre etwas von Ihnen heruntergefallen, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf."

Santoschs seltsame Umschreibungen trafen immer den Kern der Sache. Daubeney fragte sich manchmal, ob er sich diese Formulierungen ausdachte oder ob sie aus seiner Muttersprache stammten und er sie einfach eins zu eins ins Englische übersetzte. Jedenfalls fand er auch an diesem Tag die richtigen Worte: Daubeney war tatsächlich erleichtert. Und das, obwohl die Katastrophe nicht größer hätte sein können. Er würde das College verlassen müssen. Die nächste Station hieß *Millhurst*. Ein Albtraum wurde Wirklichkeit.

Was für eine Ironie: Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich für eine Prüfung tatsächlich vorbereitet und dann geschah so etwas. Trotzdem hegte er keinen Groll gegen Eldred, er war ihm sogar dankbar, auch wenn er noch nicht wusste, wofür.

Er verließ den Hof und ging über die Felder. Die Stimmung, die von der ihm umgebenden Landschaft hervorgerufen wurde, erinnerte ihn an die Bilder des Malers Joseph Mallord William Turner, die Daubeney

vor einigen Monaten mit seinen Eltern im Tate Museum bewundert hatte. Das Licht schien die Welt nicht nur zu erhellen, sondern zu kleiden, ja mit ihr zu verschmelzen. In seiner Euphorie glaubte Daubeney, eins zu werden mit dieser magischen Welt.

Alles würde gut werden, wie im Märchen.

In einer ununterbrochenen Abfolge von Bildern ging ihm folgende Szene durch den Kopf: Er gibt Eldred das Manuskript zurück. Eldred ist überglücklich, zu Tränen gerührt. Seine Eltern kommen ins College. Er führt sie ins Zimmer des Direktors. Jennings, der lange auf diesen Tag gewartet hat, lässt nichts aus. Natürlich auch nicht den Diebstahl des Folianten. Seine Eltern können es nicht fassen, was der Direktor ihnen da erzählt. Doch Daubeney gesteht, beteuert aber, das Manuskript zurückgegeben und sich bei Eldred in aller Form entschuldigt zu haben. Jennings glaubt ihm nicht und bittet seine Sekretärin Mrs. Harrison, Eldred zu holen. Dieser bestätigt Daubeneys Aussage. Mehr noch: Er gibt nun seinerseits zu, das Blatt mit den Formeln unter Daubeneys Schreibtisch gelegt zu haben.

Man beschließt einvernehmlich, die Sache auf sich beruhen zu lassen und Daubeney noch eine Chance zu geben.

Daubeney und Eldred werden unzertrennliche Freunde, verbringen Tage und Abende zusammen, philosophieren am Kamin und reiten gemeinsam durch Buchenwälder.

Was hatte Eldred über die Tibeter gesagt: Sie locken böse Geister mit Gebäck an, um sich an den schlechten Gefühlen zu üben, die diese Geister mitbringen. Bisher hatte es in Daubeneys Leben keine Notwendigkeit gegeben, solche Geister anzulocken. Schließlich hatte es ihm nie an Ruchlosigkeit gemangelt. Aber das war jetzt vorbei, ein für alle Mal.

Sollte er jetzt backen lernen, um sein Herz zu trainieren?

Daubeney fand den Gedanken schrecklich komisch und brüllte vor Lachen.

Während des Spaziergangs hatte er jegliches Zeitgefühl verloren. Das wurde ihm erst bewusst, als er vor dem College stand. Einige Fenster der Gebäude waren bereits erleuchtet und das Tageslicht wich der herannahenden Dunkelheit der Dämmerung.

Die Tür zum Speisesaal stand offen, und einzelne Stimmen drangen in den Hof. Daubeney blieb abrupt stehen, und in diesem Moment endete auch die Bilderschleife, die sich so entfesselt vor seinem geistigen Auge abgespult hatte.

Mit einem Mal wusste er, dass diese Geschichte nicht so enden würde, wie seine Fantasie es ihm vorgaukelt hatte.

Ein Neuanfang musste her! Ein Neuanfang an einem anderen Ort.

Das Dinner einzunehmen, kam nicht in Betracht. Daubeney verspürte nicht den geringsten Appetit. Er begab sich direkt auf sein Zimmer und ging früh zu Bett.

Nachdem sich die Scholaren am nächsten Morgen bereits zum Unterricht im Hauptgebäude eingefunden hatten, nahm er den Folianten, ging in den Westflügel und fand Eldreds Tür dieses Mal unverschlossen vor. Er legte das Manuskript auf den Schreibtisch und fügt eine kleine Notiz hinzu.

Mein lieber Eldred,

für den Diebstahl möchte ich mich bei dir in aller Form entschuldigen.

Ich wünschte, ich hätte dir den Zorn ersparen können, den meine Tat in dir ausgelöst hat.

Aber sei versichert: Ich bin nicht mehr derselbe. Seit gestern Morgen befinde ich mich in einem Prozess, den ich noch nicht beschreiben kann.

Eine Veränderung ist eingetreten, Matthew, eine tiefgreifende Veränderung.

Gott segne dich,

Philipp

Er packte nur das Nötigste in einen kleinen Koffer, verließ das College und ging zum nahe gelegenen Bahnhof. Dort bestieg Daubeney kurz nach zehn Uhr einen Zug. Dieser brachte ihn allerdings nicht nach Norshire, sondern in einen kleinen Ort an der Küste.

Wenige Tage danach verlor sich bei den Ermittlungen nach seinem Verschwinden dort seine Spur. Gerüchten zufolge soll er Jahre später in Tibet gesehen worden sein.

Plotinos (205–270)

DIE ZAHL: URSPRUNG ALLER DINGE?(PLOTIN)

Einstein 120

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Novalis: Das philosophisch-theoretische Werk, Band 2. Carl Hanser Verlag, München Wien 1978. Zitiert als „Novalis 2“.

– Plotin: Plotins Schriften. Band IIIa. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1964. Zitiert als „Plotin IIIa“.

Nach Friedrich von Hardenberg (1772 – 1801), also Novalis, hat man früher in Zahlen ein Geheimnis gesehen:

> „Merckwürdige, Geheimnisvolle Zahlen. Wie das Zählen noch neu war, so mußten oft vorkommende Zahlen beym Zählen wircklicher Dinge – caracteristische, bleibende Zahlen wie z. B. die 10 Finger etc. – und andre frappante Zahlenphaenomene die Einbildungskr[aft] der Menschen aufs lebhafteste beschäftigen und sie in der Wissenschft der Zahlen einen tiefverborgnen Schatz von Weisheit – einen Schlüssel zu allen verschlossnen Thüren der Natur ahnden lassen.“ (Novalis 2, S. 663)

Also, wir entnehmen, die Zahlen haben mit konkretem Zählen begonnen. Unsere Grundzahl ist 10. Wir kommt sie zustande? Man zähle die Menge der eigenen Finger (oder Zehen), und man wird auf zehn kommen. Das Zahlen- oder Zählphänomen beruht also auf etwas Konkretem. Was zählte man ab (auch an Hand seiner eigenen Fin-

ger)? Wie viel Stück Vieh habe ich? Und dergleichen.

Erst später, wohlgemerkt, begannen die Zahlen, sich „selbständig“ zu machen, demnach ein Eigenleben zu entwickeln. Will sagen: begann man, Übersinnliches (und damit zu viel) in sie hineinzulegen. Wohlgemerkt, Übersinnliches gibt es, das aber stützt sich nicht (oder zu allerletzt) ausgerechnet auf Zahlen. Wenn wir also Zahlen betrachten oder sie studieren, so sollten wir vernünftigerweise ihren Anfang und Beginn (so etwa das Abzählen von Vieh an unseren Händen) nicht übersehen.

Zahlen sind also (praktisch) nützlich, ein „Schlüssel zu allen verschlossnen Thüren der Natur“ sind sie bestimmt nicht. Es ist immer falsch, in eine bestimme Sache (wie die Zahlen) zu viel hineinzulegen. Doch sie dienen natürlich auch jenen, die mogeln oder schwindeln, die sich also selbst – mittels ihrer Zahlenspielereien – ungehörig überhöhen.

Plotin fragt bezüglich der Zahlen, kann man eigentlich unendlich weiter zählen? Denn wir können ja zählen: 1, 2, 3 … und so fort und so weiter. Wir zählen also bei-

spielsweise unser Vieh ab. Stellt sich hierbei insbesondere aber die Frage, ist unser Vieh demnach und folglich unendlich? So daß wir dergestalt nimmer aufhören zu zählen?

„Wie steht es nun mit der sogenannten ‘Zahl der Unendlichkeit’? Indes, erstlich, wie kann sie Zahl sein, wenn sie unendlich ist? Denn weder sind die Sinnendinge unendlich, also auch nicht die Zahl an ihnen, noch kann der Zählende die Unendlichkeit auszählen; sondern, mag er sie auch verdoppeln oder vervielfachen, so setzt er sie als Begrenztes, und mag er hinzu auch die zukünftigen oder die vergangenen oder auch beide zugleich nehmen, so setzt er sie als Begrenztes. Ist also die Zahl vielleicht nicht schlechthin unendlich, wohl aber in dem Sinne, daß man immer die Möglichkeit hat weiterzuzählen? Nein, die Erzeugung der Zahl liegt nicht beim Zählenden, sondern sie ist bereits ein Begrenztes und steht fest. Oder im geistigen Bereich ist, wie die seienden Dinge, so auch die Zahl begrenzt nach der

Anzahl der seienden Dinge.“ (Plotin IIIa, S. 165)

Also, die Antwort Plotins auf diese Frage, ob wir unendlich weiter zählen könnnen, ist eindeutig: nein, wir können nicht unendlich weiter zählen!

Wir entnehmen diesem Zitat nochmals, Zahlen schweben nicht frei im Raume, sie sind nicht beliebig. Sondern allein der Begriff ‘Zahl’ sagt es ja schon, er kommt her von „Zählen“. Und was zählt man? Dinge. Zum Beispiel Viecher, Bleistifte, Planeten. Eine vom Inhalt, von den Dingen losgelöste Zahl gibt es vernünftigerweise nicht. Oder aber man fängt an, Dinge, die es nicht gibt, zu zählen. Damit aber gleitet man von der Welt des Realen ab in jene des Fantastischen. Letztere hat auch ihre Berechtigung, doch sollten wir sorgfältig die wissenschaftliche von der Welt der schweifenden Fantasie unterscheiden.

Und wie steht es damit: „kann der Zählende die Unendlichkeit auszählen“ (Plotin)? Die Unendlichkeit ist ein Begriff, der alleine Gott zukommt. Die Beantwortung dieser Frage geht also dahin, kann man

Gott „auszählen“, mithin zahlenmäßig bestimmen? Verzeihung, ich muß doch sehr bitten! Insbesondere die zahlenversessenen Zahlenbeschwörer sollten denn doch etwas demütiger und bescheidener auftretenn. Die innersten Dinge, welche auch uns berühren, wer wird sie vermessenerweise je über nackte, ursprünglich zur Zählung von Vieh bestimmten Zahlen erwägen können?

Immerhin, nach Plotin treten wir zahlenmäßig in die Ideenwelt ein, Zahlen an sich sind eine höhere Stufe:

> „… und im geistigen Bereich erklimmt sie [die Zehnheit] eine höhere Stufe; und schließlich sind dort oben die Zahlen nicht mehr an andern vorfindlich, sondern sind selbständig für sich, sind die wahrhaftesten Zahlen, Zehnheit an sich und nicht mehr Zehnheit irgend welcher geistigen Dinge.“ (Plotin IIIa, S. 201)

In diesen oberen Regionen zählen die Zahlen also nichts Konkretes mehr, sie sind demnach „an sich“ (ohne Bezug auf die

Wirklichkeit) vorhanden. Und können sie uns demnach, weil sie ja in lichten Höhen schweben, uns etwas über die jenseitige Welt verraten? Indes, vor Zahlen „an sich“ muß man sich hüten.

Zahlen entwickeln sich, wie dargestellt, aus dem Zählen konkreter Dinge. Und dort ist auch ihr Platz. Den Zahlen (weil der Mensch oder Mathematiker wild weiterspekulieren kann) einen besonderen, übergeordneten Wert beizumessen (aus den Zahlen die Welt „an sich“ zu begründen) ist unangebracht, sogar gefährlich.

Wir sehen leichthin, wie gerade Mathematiker, insbesondere auch im Einstein’schen Bereich, mit Zahlen beliebig spielen. Freilich nicht, um noch irgend etwas zu erklären, sondern bloß, um sich selbst in Sachen Welterklärung aufzuschwingen sowie beim für arglos erachteten Publikum Eindruck zu schinden.

Nochmals zur Erinnerung, man muß sich die Formeln zur Relativitätstheorie und anderen entsprechenden Entwürfen ansehen, und man wird darin etwa die Größe „i“ (für imaginär) entdecken. Und wir sehen, besagte Rechenkünstler arbeiten of-

fensichtlich mit imaginären (nur in der Einbildung oder Phantasie existierenden) ‘Größen’. Früher, mit Verlaub, haben Zauberkünstler rasch ein Tuch weggezogen, und eine Taube flatterte aus dem verborgenen Bereich hervor; und siehe da: das „Wunder“ sei gelungen, behauptete jedenfalls der Zauberkünstler.

Und heute? Kein Tuch mehr, keine Tauben, die aus dem Verborgenen fliegen. Heute behauptet man irgend etwas, um dann (etwa im Fernsehen) in aller Eile irgendwelche Formeln auf die Tafel zu kritzeln, als ob diese geheimnisvollen, für das „gemeine“ Publikum undurchschaubaren mathematischen Schnörkel auch nur irgend etwas beweisen würden. Indes, der (mathematische) Trick scheint vorübergehend gelungen, so wie früher die Tauben unter dem Tuch hervorzuflattern pflegten.

Ja, mehr noch, wir schaudern, die Zahl sei Ursprung und Quell aller Dinge:

> „… denn die Zahl war also in ihm [der Eins oder dem Ersten], denn nach den Kräften der Zahl hatte es sich ja gespalten und soviele Dinge erzeugt, wie die

> Zahl betrug. So ist also Ursprung und Quelle der Existenz für die seienden Dinge die Zahl… Deshalb vollzieht sich auch hier auf Erden die Entstehung der einzelnen Dinge unter Mithilfe der Zahlen…“ (Plotin IIIa, S. 205)

Also, wir entnehmen bei Plotin auch richtige Betrachtungsweisen, etwa: ohne inhaltliche Bedenken kann man keineswegs bis ins Unendliche weiter zählen. Indes, bei ihm aber auch: Zahlen, Zahlen über alles. Vom „Inhalt“ Gottes, der da gezählt werden soll, erfahren wir insofern wenig oder nichts.

Bei Plotin ist Gott die „Eins“, aus der alles entspringt. Richtig, doch ist dies eine „Eins“, die zugleich alles umfaßt, was aus ihr entspringt. Den Inhalt Gottes abzuzählen, erscheint materiell und müßig; wer, mit Verlaub, zählt denn unsere (also seine) Gedanken. Zahlen kann man also alles mögliche unterstellen.

Das muß man einmal den Einstein-Anhängern sagen, welche, indem sie ein Raumschiff hinreichend beschleunigen, zu bewirken meinen, daß ein im Raumschiff

mitgeführter Zwilling wesentlich weniger altert, als sein auf Erden zurückgebliebener Zwillings-Bruder. Wäre dem so, dann kann man mit Zahlen eigentlich alles bewirken. Selbst der natürliche Alterungsprozeß könnte dann auf den Kopf gestellt werden. Die Frage, wie, warum und wann man altert (für die einzelnen Lebensformen auf Erden durchaus unterschiedlich) stellt sich überhaupt nicht mehr.

Die Einstein'schen Mathematiker erlauben sich mit ihren Formeln teils selbst zumindest einen halben Scherz. So wird die Zahl „i" (für imaginär) in ihren Gleichungen, also die nicht ziehbare Wurzel aus – 1, als halber Scherz bezeichnet. Minkowski befaßte sich mit den Einstein'schen Überlegungen mathematisch. Indes war er aber vernünftig genug, die Vorstellung von „Raum = Zeit + Wurzel aus – 1" entsprechend als (halbe) Scherzgleichung zu bezeichnen.

Und jetzt sind wir also auf dieser Grundlage beim Alter oder beim Alterungsprozeß angekommen. Folglich auch bei Begriffen oder Vorstellungen, mit denen jene „Experten" gleichermaßen beliebig spielen. Die

Einstein-Experten sehen gar nicht mehr auf die wirklichen vielfältigen Alterungsgründe. Sondern sie entwerfen auf dem Papier irgendwelche Formeln. Und schon – wie beim Zwillings-Paradoxon – ist das Altern besiegt oder beseitigt. Man muß per Rakete nur schnell genug dahinfliegen, um im Vergleich zum Zwillingsbruder deutlich verjüngt zu bleiben.

Indes freilich, auch hier schieben die „Experten“, schlau wie sie sind, vorsichtshalber einen Riegel vor: besagte Effekte (auch das Altern betreffend), sie gelten nur am Rande, an der Grenze. Man muß sich schon mit nahezu Lichtgeschwindigkeit bewegen, wenn dieser Effekt Platz greifen soll. Wenn es denn so einfach wäre, das Altern per spekulativer oder gar scherzhafter mathematischer Formel zu besiegen!

Nochmals, warum altert man? Aus den verschiedensten Gründen, sei es biologischer Art, sei es gesellschaftlicher Verfaßtheit. Auch die gesellschaftliche Höherentwicklung spielt dabei eine Rolle (das Alte stirbt ab, das Neue gewinnt Raum). Für die Einstein’schen Mathematiker aber löst sich dieses Problem mit einem Federstrich.

Mit einer mathematischen Formel. Und schon sind Alter und Zeit angeblich besiegt.

So, als ob das, was man beliebig auf Papier schreiben kann, irgend etwas beweisen würde. Hier haben wir wieder vor uns den Zauberkünstler, der auf seiner Bühne das Tuch wegzieht, und – voilà! – schon flattert die Taube (scheinbar aus dem Nichts kommend) hervor. Bloß, den Zauberkünstler auf der Bühne durchschaut man irgendwie. Da sind die Mathematiker schon eine Spur schlauer. Denn es dürfte, zumindest für den Normalmenschen, erheblich schwieriger sein, ihre mathematischen Zauberformeln zu durchschauen und zu entlarven.

Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

DIE STIMME IN DEN OHREN (PERTY 31)
Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks."

Zum Autor:

> „Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern." (Wikipedia)

Es wird, übersinnlich „sehend“, gerne über nur eingebildete Dinge berichtet. Indessen, wir sollten uns hier nicht versehen: den „Schutzgeist“, wie im nachfolgenden Zitat angeführt, gibt es wirklich. Jede und jeder hat ihn. Jeder und jedem steht selbiger zur Seite. Nachfolgend ist die Rede von einer „der merkwürdigsten Somnambulen … Frau Hauffe, die sogenannte Seherin v. Prevorst“:

„Bei ihrem Fernsehen, wobei sie manchmal nur Eingebildetes sah, z. B. die Bewohner des Mondes etc., störten sie die Gedanken Anderer, so daß sie einmal schrieb:

‘Mein Ahnungsvermögen ist fein,
doch wirkt der Gedanke des Andern ein.
Unter fremden Gedanken,
Von ird’schem Gewühl,
Bleibt lange im Wanken
Das geist’ge Gefühl.’

Die Nerven glaubte sie als geistige Fäden zu sehen. Ihr Schutzgeist erschien ihr immer in der Gestalt, welche die Großmutter im Leben gehabt, nur heller und freundlicher,

in weißem Faltenkleid mit Gürtel, den Kopf, wie alle weiblichen Geister mit einem schleierartigen Tuch bedeckt.“ (Perty, S. 242 f)

Wie gesagt, den „Schutzgeist“ gibt wirklich. In welcher „Gestalt“ oder in welcher Form er erscheint, oder ob er überhaupt erscheint, soll dahingestellt bleiben. Jedenfalls verfügt unser persönliches Unterbewußtsein (mit seinen göttlichen Eigenschaften) über die Fähigkeit, sich in geeigneter auch durchaus normaler oder unauffälliger Weise oder Form zu melden. Man sehe die vielen, vielen Berichte aus der Geschichte, in welchen unwiderleglich über Schutzgeister berichtet wird.

Es gibt also nicht nur „himmlische“, sondern auch reale Dinge, welche man „sehen“ kann. In nachfolgendem Zitat wird von einer der „hellsehendsten Somnambulen“ berichtet, und zwar „C. Krämer von Stuttgart, von Dr. Nick behandelt“. Wer übrigens einen solchen „somnambulen“ Zustand für erstrebenswert erachtet, sei in diesem Zusammenhang vorsichtshalber auf folgendes hingewiesen:

„Ihre Krämpfe waren f u r c h t b a r.“ (Perty, S. 244)

„Diese S. kam mit R. in so engen Rapport [unmittelbarer Kontakt] daß sie stets wußte, wo er war, wenn er kommen würde, Alles wußte, was er den ganzen Tag that, was ihm nicht immer lieb war. … Einmal beschwor sie den Arzt, von ihr nicht die gleiche Straße nach seiner Wohnung zurückzugehen, weil ein herabfallender Ziegel ihn zu treffen drohe, was in der That im gleichen Momente geschah, als R. ihre Warnung befolgend durch eine parallele Straße ging.“ (Perty, S. 244 f)

Man kann also durch „vorausschauenden“ weisen Blick gewarnt werden. Woher weiß die mondsüchtige hochbegabte Frau von diesem Ziegel, und wann er fallen würde?

„R. wünschte eines Tages zu wissen, was jetzt in seiner Wohnung geschehe? Die S. erklärte, seine Frau überlege eben, ob sie ins Theater gehen solle; später sagte sie, es sei ein Kuchen als

> Geschenk gekommen, den die Magd aufs Clavier gestellt habe, was Alles sich bestätigte.“ (Perty, S. 245)

Der letztere Fall kann durch (telepathisches) Gedankenlesen erklärt werden. Aber konnte die mondsüchtige Frau auch die „Gedanken“ des herabfallenden Ziegels lesen? Wohl kaum, ich bitte um Verzeihung. Des weiteren erfahren wir von der Somnambulen:

> „‘Ja, das Wetter auf acht Tage voraus zu bestimmen, brachte sie nie in Verlegenheit’, sagt R.“ (Perty, S. 245)

Es gibt ja Leute, die sind wetterempfindlich (sie spüren etwa an bestimmten Organen oder Wunden den bevorstehenden Wetterumschung). Doch ganze Völker sind gar imstande, das Wetter (zu ihren Gunsten) beeinflussen zu können. Wer daran zweifelt, dem empfehle ich dringend, mein eigenes Buch „Die wahre Geschichte“ zu lesen. Darin eröffnet sich ein ganz anderer, durch Fakten erhärteter Blick auf die Geschichte der Menschheit, nämlich so, wie

dieselbe wirklich war. Und sie war, betrachtet man ihre Hintergründe, denn doch noch etwas anders, als die (allzu engen) Geschichtsbücher uns vermitteln.

Enger seelischer Kontakt (Rapport) mit anderen. Jemand (eine Frau natürlich) ist imstande, eine solche Verbindung aufzubauen. Wie, bitteschön, empfindet oder faßt der „Empfänger“ diese Kontaktaufnahme auf? Von „Auguste Müller von Karlsruhe“ heißt es:

> „Sie bemerkte, sie könne zu ihrem Bruder in Wien, den sie sehr liebte, kommen und sich ihm bemerkbar machen, ohne daß er sie durch die Sinne wahrnehme; sie würde hiezu ihren ‘Geist auf ihn richten’, den Weg dahin, den ihr ihre Mutter (ihr Schutzgeist) zeige, durcheile sie in einer Minute. Wirst Du ihn mit Namen rufen können? fragte man sie. ‘Ich würde es nicht thun, denn er erschräke zu sehr.’ Würdest Du hier seinen Namen aussprechen müssen, wenn Du es thätest? ‘Nein, es würde ihm sein, als vernähme er eine Stimme in seinen Ohren.’„ (Perty, S. 246)

Also, verehrte Leserin, verehrter Leser, wenn Sie denn einmal eine „Stimme“ in Ihren Ohren hören oder vernehmen sollten, dann müssen Sie deswegen noch lange nicht verrückt sein. Denken Sie einmal in Ruhe darüber nach, woran es wohl liegen mag, daß Sie diese „Stimme“ hören konnten.

Und was den erwähnten „Schutzgeist“ betrifft, ich kann hier nur einmal mehr absolut versichern, ihn, den Schutzgeist, gibt es, unabhängig davon, ob er überhaupt als Person oder, wenn ja, in welcher Person er „auftritt“. Nicht zu vergessen: unsere heutige Zeit (etwa um das Jahr 2020) ist in dieser Hinsicht außerordentlich verblödet. Aber für die Zukunft kann das nur noch besser werden. Man darf also getrost annehmen, daß sich die Zukunft der Menschheit in eine ganze andere Richtung, als derzeit selbst in der Science Fiction gewähnt, entwickeln wird.

Nicht wahr, manche Leute haben ein außerordentliches Auffassungsvermögen, sei es hinsichtlich von Zahlen, von damit zusammenhängenden Rechenoperatione oder gemerkter, blitzschnell gelesener (oder

auch nur überflogener) Buchseiten und so weiter. Dies alles läßt sich nur unterbewußt (göttlich also) begründen. Dort drin in uns sitzt etwas, was alle normalen, äußerlichen Dimensionen zu sprengen pflegt. Entsprechend entnehmen wir über Strombecks Pflegetochter, einer schlafwachen, mondsüchtigen Somnambulen:

> „Strombeck fragte einst: Soll ich aufschreiben, was Sie mir sagen? Sie antwortete: 'Du hast es vorhin schon aufgeschrieben.' Wo liegt das, was ich aufschrieb? 'In Deinem Schreibpult in der andern Stube.' Aus wie viel Zeilen besteht es? 'Aus 2 Absätzen, der erste hat 16 1/2 Zeilen, der andere 15 1/2.' St. holte das heimlich Aufgeschriebene, zählte die Zeilen, und als er die Zahlen so fand, überlief ihn ein Schauer. Sie wußte Alles, was im Hause vorging; irrte sich aber doch manchmal, namentlich in Angabe der Farben; sie sieht … den Justizbeamten Blumenbach, den der Präsident ohne ihr Wissen zu sich bestellt hatte, in seinem Zimmer sich anziehen, aus dem Hause gehen und gibt seine

> Ankunft auf die Minute an. Auf eine halbe Minute wußte sie den Stand der Pendule im obern Stockwerk, kannte die Differenzen aller Uhren im Hause von jener Pendeluhr, die Differenzen der Schloß-, Kirchen- und Zuchthausuhr, wovon erstere in Strombeck's Haus nicht zu hören war. Sie nahm dies Alles durch die Magengegend wahr; es sei ein Wissen oder eine Stimme, die es ihr dort sage. Auch von Gegenständen des Gesichts sagte sie, sie 'höre' in der Brust. An einem Tage hatte sie ein Bestreben, mehr zu sagen als sie wußte, und was sie nicht wußte zu errathen, und als ihre Helligkeit abnahm, machte sie sich kleiner Unwahrheiten schuldig." (Perty, S. 247)

Fernwahrnehmung, ist das möglich, mit oder ohne „Magen"? Welche Rolle spielt dabei das Kopfweh? Ist selbiges bloß ein normalerweise geringes Unwohlsein, oder steckt dahinter auch wieder einmal mehr, als wir für gewöhnlich denken?

„Eine Jüdin, welche Valentin in Kassel magnetisch behandelte, Karoline Ramer, war eine der hellsehendsten Somnambulen. … Der Arzt Harnier erlaubte sich gegen sie einen unwürdigen Kniff und nahm davon Veranlassung, auf ungerechte Weise diese Person zu verdächtigen.

Die Ramer war in ihren Schläfen, bis zum vorletzten, immer kataleptisch [muskelverkrampft]; daraus erklärt sich ihr vieles Fernsehen. Sie litt an heftigen nervösen Kopfschmerzen und scheint in den Schläfen von andern, ihr sonst ganz unbekannten, zum Theil fernen Personen gewußt zu haben, welche an ähnlichen Kopfschmerzen litten. Am 4. December sagte sie: in Breitenbach bei Hof (wo sie nie gewesen), vier Stunden von Kassel, falle ein Greis von 72 Jahren von der Scheune und drei Löcher in den Kopf; er habe etwa Heu für die Ziege holen wollen; sie bemitleide ihn. Valentin schrieb an den Prediger in Hof, der ihm nach einigen Tagen mündlich sagte: die Sache sei ganz richtig, nur habe der

> Greis nicht drei, sondern ein Loch durch den Sturz erhalten.“ (Perty, S. 248)

Allgemein bekannt sein dürfte, daß sich „übernormale“ Phänomene am ehesten in einer positiven Umgebung zu ereignen pflegen. Sind negative Kritiker zugegen, so versiegt der übernormale Fluß. Von einer anderen, insofern begabten Frau erfahren wir entsprechend:

> „Widersprach man ihr, so fiel die Aussage fast nie richtig aus, überließ man sie aber sich selbst, so fand sie allmälig das Richtige. Nur selten waren die Angaben dieser wunderbaren Fernseherin unrichtig. Sie wurde nicht nur mit unaufhörlichen Fragen nach Abwesenden – das Schauen nach diesen strengt aufs Aeußerste an – sondern noch auf manch andere Weise gequält.“ (Perty, S. 249)

Und nachfolgend unter anderem nochmals zum Schutzgeist, über den auch der moderne, verbildete, ja, sagen wir es ruhig:

möglicherweise gezielt verblödete Leser nicht lachen sollte:

> „Die von Dr. Lechler in Leonberg behandelte 24jährige hektische Karoline Wanner hielt im magnetischen Schlaf den Dr. Lechler für ihren Schutzgeist. Sie wußte, was L. heimlich ihrer Schwester geschrieben; ihr schon mehrere Jahre todter Vater sei zu ihr gekommen und habe es ihr gesagt. Sie schrieb mit fest geschlossenen Augen Briefe. Später sagte sie, der Schutzgeist sei ein unzetrennlicher Gefährte des Doktors. (Das magische Leben L.s personificirte sie zum Schutzgeist.) Sie wußte mehrere Tage vorher, daß der ihr sehr zuwidere Arzt v. J. zu ihr kommen und sich nicht abweisen lassen wolle und war darüber sehr betrübt. Plötzlich erheiterte sich ihr Gesicht und sie sprach: J. kann nicht kommen, es hat ihm eben ein königl. Laufer einen Befehl gebracht, er muß nach Ludwigsburg. Man erfuhr später, daß die S. [Somnambule] dies in Leonberg in der gleichen

> Minute sah, in welcher das Ereigniß in Stuttgart stattfand.“ (Perty, S. 249)

Und, wie gesagt, es soll ganz dahingestellt bleiben, in welcher Form oder auf welche Weise der persönliche „Schutzgeist“ sich zeigt oder äußert. Er ist zweifellos ein Bestandteil des mächtigen persönlichen Unterbewußten, kennt also das Ich „da oben“ allerbestens, und weiß demnach ganz genau, wie er es „anspricht“.